

**Dossier: Judentum
und andere Religionen**

Gemeinsames und Trennendes

Zirkusduft:
Unterwegs mit Anatoli Akerman



Mein Blick auf Wien gibt dir 1.000 Einblicke.

Best
App
2021*

Ich bin ivie. Mit mir kannst du alle Geheimtipps Wiens kennenlernen. Hunderte spannende Orte warten darauf, von dir entdeckt zu werden.

Denn eines ist sicher:
ich habe viel zu erzählen.



Jetzt gratis downloaden



Deine offizielle
City Guide App

* Beste Webseite, App & E-Commerce
beim IAB webAD 2021

ivie.wien.info



VON DANIELLE SPERA
HERAUSGEBERIN



VON ANDREA SCHURIAN
CHEFREDAKTEURIN

Gemeinsam für den Frieden

„Mit fester Überzeugung sagen wir: Schluss mit dem Krieg! Beenden wir alle Konflikte. Krieg führt nur zu Tod und Zerstörung, er ist ein Abenteuer ohne Rückkehr, bei dem wir alle verlieren. Die Waffen mögen schweigen und sofort ein universaler Waffenstillstand erklärt werden. Bevor es zu spät ist, mögen bald Verhandlungen begonnen werden, die zu gerechten Lösungen für einen stabilen und dauerhaften Frieden führen!“

So lautete der Appell vor wenigen Wochen beim internationalen Treffen der Weltreligionen in Rom an die verantwortlichen Politiker. Von diesem Treffen geht das Signal aus, dass Religionen miteinander in Kontakt stehen und gemeinsam für den Frieden eintreten. Es sind Begegnungen auf Augenhöhe und in gegenseitigem Respekt. Der Dialog dient dazu, das Miteinander zu leben, zu stärken und zu fördern, erklärt Oberrabbiner Jaron Engelmayer, der als österreichisch-jüdischer Vertreter in Rom eine Rede hielt. In Anerkennung der Unterschiede zwischen den Religionen, aber auch in Anerkennung der Komplexität, der wir oft gegenüberstehen.

„Das Gebet sieht man nicht, ebenso wie die am meisten benötigten Dinge des Lebens wie Luft, Freundschaft oder Liebe. Und doch ist es die größte Ressource der Veränderung, die jede Generation seit Jahrtausenden zur Verfügung hat“, sagte Engelmayer in Rom und sprach davon, dass aber auch der Mensch sich zu helfen wissen müsse.

Dazu passend erzählte er folgenden Witz: Moische wollte unbedingt in der Lotterie gewinnen, also betete er täglich mit großer Andacht, dass Gott ihn doch bitte einmal gewinnen lasse. Doch der große Gewinn blieb aus. Da wandte sich Moische tief enttäuscht zu Gott und sprach: „Warum kannst du mich nicht wenigstens einmal die Lotterie gewinnen lassen?“ Darauf ertönte eine himmlische Stimme: „Moische, kauf dir doch endlich einmal ein Los!“

Das bevorstehende Chanukka-Fest erinnert uns daran, dass vor 2000 Jahren die kleine Gruppe um Juda Makkabäus das große syrisch-griechische Heer geschlagen hat. Hier ging es um die Freiheit, die eigene Religion auszuüben. Der Tempel in Jerusalem wurde wieder eingeweiht und die kleine Menge Öl, die gefunden wurde, brannte acht Tage. Daran denken wir, wenn wir das Lichterfest Chanukka feiern. Auch wenige Menschen können etwas bewegen, wenn sie sich engagieren. Chanukka Sameach, ein fröhliches Fest!

Respektvolle Dialoge

Europa steht im Vorhof zur Kriegshölle. Vor unserer Haustür werden Menschen aus ihren Wohnungen und Häusern gebombt, sterben ukrainische und russische Ehemänner, Väter, Söhne auf dem Schlachtfeld. Der Kriegswahnsinn ist freilich nicht auf die Ukraine beschränkt, im Jahr 2021 gab es weltweit 28 Kriege und kriegerische Auseinandersetzungen, abertausende Menschen haben ihr Leben lassen müssen, viele auch im Namen der Religion(en). Die Geschichte – auch die der Konfessionen – ist voller Feindbilder, Hass und Gewalt. Doch was bedeutet Glauben? Und gibt es tatsächlich nur *eine* göttliche Wahrheit, wie die unterschiedlichen Religionen ihre Anhänger so gern glauben machen? Oder führen die vielen konfessionellen Weggabelungen letztendlich alle in den Himmel?

Solange Menschen miteinander sprechen, bekriegen sie einander nicht. Deshalb gibt es in Wahrheit keine sinnvolle Alternative zu offenen, respektvollen Dialogen, in denen das Verbindende zur Sprache kommt, aber eben auch das Fremde, Verstörende. Aus diesem Grund beschäftigen wir uns diesmal schwerpunktmäßig mit dem Verhältnis des Judentums zu den anderen (abrahamitischen) Religionen. Eine friedliche Koexistenz bedeutet nämlich nicht Einigung auf den kleinsten Nenner, sondern Öffnung und Verständnis füreinander: statt Bekämpfung Vertiefung, statt Bekehrung Respekt. Wie (gut!) das geht, stellt u.a. Mark E. Napadenski mit dem Wiener Café Abraham und Bert Rebhandl mit dem Berliner House of One vor.

Der katholische Theologe und Psychotherapeut Arnold Metznitzner schreibt in seinem sehr persönlichen Essay über die Geschwisterrivalität zwischen Judentum und Christentum; der liberale Islamwissenschaftler Abdel-Hakim Ourghi erklärt das schwierige Verhältnis der Muslime zu den Juden; und Dominik Kamalzadeh erzählt über seine im Exil lebende Familie, die als Bahá'í vor dem Ayatollah-Regime flüchten musste. Und auch in Israels Politik ist Religion ein bestimmender Faktor. Martin Engelberg analysiert die Teilung Israels in ein jüdisches und ein israelisches Lager.

Eine Glaubensfrage ist längst auch das Lueger-Denkmal: Kontextualisieren? Wegräumen? Belassen? Kontroverielle Gedanken dazu von Thomas Trenkler, Walter König und Fritz Rubin-Bittmann.

Ich wünsche Ihnen erhellende Lesezeit – und ganz im Sinne unseres Dossiers Chanukka sameach, frohe Weihnachten, fröhliche Weihnukka oder einfach nur erholsame Tage zwischen den Jahren.

Aktuell

„Jüdisches Leben gehört zur Mitte unserer Gesellschaft“

Karoline Edtstadler, Bundesministerin für EU und Verfassung, im Gespräch über jüdisch-christliches Kulturerbe und zeitgenössisches jüdisches Kulturschaffen.

Von *Michael J. Reinprecht*

Seite 6

Vermutlich sind Juden auch am Klimawandel schuld

Als postkolonialer Diskurs maskierter Antisemitismus ist radikal schick. Den Beweis dafür liefert immer wieder die Wiener Akademie der bildenden Künste mit ihrer Einladungs-politik.

Kommentar von *Andrea Schurian*

Seite 9

Was bestimmt kein Denkmal ist

Die Installation „Lueger Temporär“ reagiert auf die Debatte über das Lueger-Denkmal. Drei Positionen zur endgültigen Entscheidung über eine vorläufige Kontextualisierung von *Thomas Trenkler, Walter König* und *Fritz Rubin-Bittmann*

Seite 10

Im Westen viel Neues

In den westlichen Bundesländern entwickelt sich ein neues jüdisches Selbstbewusstsein. Ein Lokalaugenschein.

Von *René Wachtel*

Seite 14

Voller Stolz in Blauweiß

Während manche gespannt zur Fußball-Weltmeisterschaft nach Katar blicken, interessieren sich die wahren Fans für den legendären jüdischen Verein Maccabi Wien.

Von *René Wachtel*

Seite 16

Israel

Die neue Realität:

Das jüdische und das israelische Lager
Kommentar von *Martin Engelberg*

Seite 17

Dossier: Judentum und andere Religionen

Eins, zwei, drei

In Berlin entsteht für den einen Gott in dreierlei religiöser Gestalt das House of One.

Von *Bert Rebhandl*

Seite 20

„Wir wären eine amputierte Religion“

In den letzten Jahrzehnten hat sich das schwierige Verhältnis zwischen Christentum und Judentum geändert. Ein Gespräch mit Dompfarrer *Toni Faber*.

Von *Danielle Spera*

Seite 22

Türöffner und Vernetzer

Der Koordinierungsausschuss für christlich-jüdische Zusammenarbeit arbeitet für die Verständigung der Religionen. Ein Gespräch mit Präsident *Martin Jäggle* und Vizepräsident *Willi Weisz*.

Von *Katharina Stourzh*

Seite 24

Das Jüdische in mir

Wer sich Judentum und Christentum als Geschwisterpaar vorstellt, muss auch an Rivalität und Streit denken.

Von *Arnold Metznitzner*

Seite 26

Wissen ist Freundschaft

„Feiertagsgruss.at“ ist ein gemeinsamer Festtagskalender der drei abrahamitischen Religionen. Muslime, Christen und Juden geben darin Einblicke in Riten und Geschichten.

Von *Mark E. Napadenski*

Seite 28

Maßstab für das Zusammenleben

Die Zehn Gebote als Grundprinzipien ethischen Handelns nehmen im Judentum wie im Christentum einen zentralen Stellenwert ein.

Von *Danielle Spera*

Seite 32

Jesus und Judas

Amos Oz trat nicht nur für ein gewaltfreies Zusammenleben von Israelis und Palästinensern ein, sondern zeigte sich auch von Jesus fasziniert. Wer war Jesus aus jüdischer Sicht?

Seite 33

Die Religion als Kunst

Judentum, Christentum und Islam ähneln sich besonders in einem Punkt: Sie weisen alle logische Widersprüche auf, die auf ihre Entstehung zurückgehen.

Von *Eric Frey*

Seite 35

Die Juden im Koran

Der Koran zeichnet ein ambivalentes Bild von den Juden. Das Verhältnis des Propheten zu den Juden wandelte sich mit seiner eigenen Rolle.

Von *Abdel-Hakim Ourghi*

Seite 37

Das nicht verschwindende Phänomen

Es reicht nicht, den Antisemitismus nur zu beklagen oder zu verurteilen.

Von *Theodor Much*

Seite 39

Fluchtsignale

Der Bahá'í-Glaube entstand im späten 19. Jahrhundert im Iran. Doch seit der Machtübernahme der Ayatollahs gehören die Bahá'í zu einer verfolgten Minderheit. Splitter einer iranischen Familiengeschichte.

Von *Dominik Kamalzadeh*

Seite 41

„Die Bahá'í sind in Israel willkommen“

Die Bahá'í-Religion hat eine besondere Beziehung zu Israel. Ein Gespräch mit *Anja Spengler*, Medienvertreterin der österreichischen Bahá'í-Gemeinde.

Von *Theresa Absolon*

Seite 43

Eine Geschichte und tausend Quellen

Der Orientalist *Daniel Gerlach* hat eine persönliche Entdeckungsreise durch den Nahen Osten unternommen. Eine spannende Suche nach dem gemeinsamen Erbe der Religionen und Kulturen.

Von *Michael Pekler*

Seite 44

Auf dem Weg ins Jenseits

Begräbnisrituale spielen in allen Religionen eine bedeutende Rolle. Über Unterschiede und Gemeinsamkeiten im Christentum, Judentum und Islam.

Von *Savanka Schwarz*

Seite 46

Unterwegs mit

Anatoli Akerman

Anatoli Akerman zählt zu den sensibelsten Clowns der Welt. Der Israeli mit ukrainischen Wurzeln ist seit vielen Jahren mit dem Circus-Theater Roncalli unterwegs.

Von *Andrea Schurian*, *René Wachtel* (Text) und *Ouriel Morgensztern* (Fotos)

Seite 48

Kultur

Hoffnung in der Ausweglosigkeit

Ein Theaterstück als Verpflichtung jenen gegenüber, die ihre Geschichte nicht mehr erzählen können: In „Ich hab (k)ein Heimatland“ verarbeitet Marika Lichter ihre Familiengeschichte.

Von *Danielle Spera*

Seite 52

Der schönsten Frau der Welt gebührt ein Platz in Wien

Bis vor kurzem erinnerte in Wien nicht viel an die Hollywood-Diva und Erfinderin Hedy Lamarr. Nun entsteht in der Mariahilfer Straße ein neues Projekt, das Lamarrs Namen tragen wird.

Von *Danielle Spera*

Seite 53

„Es ist immer am einfachsten, Minderheiten anzufinden“

In seinem jüngsten Film „Schächten“ erzählt Thomas Roth die Geschichte eines Mannes, der den NS-Peiniger seiner Eltern zur Rechenschaft ziehen will.

Von *Gabriele Flossmann*

Seite 54

Erwachte Schönheit

Das Südbahnhotel am Semmering wird mit hochkarätigen Kulturevents wieder zum Leben erweckt.

Von *Michael J. Reinprecht*

Seite 56

Neuerscheinungen zum Selberlesen oder Verschenken

Eine kluge Frau, ein spannendes Land, ein großartiger Schauspieler, ein kritischer Geist : vier Buchempfehlungen

Von *Gregor Auenhammer*, *Andrea Schurian* und *Danielle Spera*

Seite 57

Das vorletzte Wort

Make l've n't war

Ist Gottes Wille bloß eine Ausrede der Gläubigen, um ihr Ding zu machen? *Ronni Sinai* und *Nathan Spasić*, Ketzer und Agnostiker, über das Gemeinsame von Religionen, King Charles und Rock 'n' Roll.

Seite 59

Rabbinische Weisheiten

Fundamentalismus

Von *Paul Chaim Eisenberg*

Seite 60

© STEINDY/CC-3.0



Auf dem Friedhof in Mattersburg erinnern symbolische Grabsteine vor der Pfarrkirche an die jüdische Gemeinde. Ein Dossier zum Thema „Judentum und andere Religionen“ finden Sie ab S. 20.



Erscheinungsweise: 4 x jährlich
Nächste Ausgabe: April 2023.
Auflage: 4.700

TITELBILD:
© Ouriel Morgensztern

Kontakt

Tel.: +43 (0)1 535 63 44
Fax: +43 (0)1 535 63 46
E-Mail: office@nunu.at
Internet: www.nunu.at

Bankverbindung

IBAN: AT78 1100 0085 7392 3300
BIC: BKAUATWW

Sie sind an einem NU-Abonnement interessiert?

Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:
Österreich: Euro 25,-
Europäische Union: Euro 28,-
Außerhalb der EU: Euro 32,-

Abo-Service, Vertrieb & Anzeigen

Theresa Absolon
theresa.absolon@nunu.at

„Jüdisches Leben gehört zur Mitte unserer Gesellschaft“

© BK/SCHRÖTTER



„In welcher Gesellschaft leben wir, in welche Richtung gehen wir?“ Karoline Edtstadler sieht herausfordernden die Jahre der Pandemie als Alarmzeichen.

Karoline Edtstadler, Bundesministerin für EU und Verfassung, im Gespräch über jüdisch-christliches Kulturerbe, antisemitische Corona-Proteste und zeitgenössisches jüdisches Kulturschaffen.

VON MICHAEL J. REINPRECHT

Der Kampf gegen Antisemitismus sei kein Sprint, sondern ein Marathon, meinte Karoline Edtstadler vor wenigen Wochen während ihres Israel-Besuches. Im Rahmen dieser Reise traf sie auch mit Israels Staatspräsident Isaac Herzog, zusammen.

NU: Im Jahr 2003 scheiterte die EVP-Fraktion im EU-Parlament mit dem Antrag auf Aufnahme der christlich-jüdischen Wurzeln in die Präambel des Verfassungstextes. Im Vertrag von Lissabon ist heute vom „kulturellen, religiösen und humanistischen Erbe Europas“ die Rede. Aber ist nicht das christlich-jüdische Erbe Europas eine Tatsache?

Edtstadler: Das christlich-jüdische Erbe Europas ist definitiv eine Tatsache. Die Bewahrung und die Pflege

dieses Erbes sind mir persönlich ein Anliegen, auch in meiner Arbeit als österreichische Bundesministerin. Das christlich-jüdische Erbe begründet unsere Kultur und die Art und Weise, wie wir zusammenleben – in Österreich und in Europa. Eine gesetzliche Verankerung ist die Basis für ein prosperierendes christlich-jüdisches Leben in Österreich. Zugleich ist es wichtig, dass es nicht nur auf dem Papier steht, sondern jeder und jede Einzelne von uns das auch lebt.

Von islamischer Seite gibt es dazu Kritik, gerade im Lichte harmonischen Miteinanders der drei monotheistischen Religionen. Wie ist die Beziehung zum Islam, wird ein Dialog geführt?

Der Islam ist seit 1912 in Österreich

eine anerkannte Religion. Das ist natürlich eine Grundvoraussetzung, um einen guten Dialog und ein gutes Miteinander zu haben. Ich bin eine Verfechterin von Inklusion, des Hineinnehmens, der Verhinderung des Ausgrenzens und des Gegeneinander-Ausspielens. Europa ist und war über die Jahrhunderte christlich-jüdisch geprägt, doch auch der Islam spielt eine zunehmende Rolle und leistet seinen Beitrag zu unserer Kultur. In erster Linie geht es darum, negative Vorurteile abzubauen. In Österreich bekennen sich etwa 600.000 bis 700.000 Menschen zum Islam. Und der Fokus, den ich in meiner täglichen Arbeit auf den Kampf gegen den Antisemitismus und auf die Förderung jüdischer Kultur und jüdischen Lebens in Österreich lege, bedeutet nicht, dass ich die andere Seite nicht auch sehe.

Sowohl eine vom Nationalrat in Auftrag gegebene Studie als auch die von der Israelitischen Kultusgemeinde (IKG) regelmäßig veröffentlichten Zahlen konstatieren zunehmenden Antisemitismus. Gleichzeitig ist die Bundesregierung seit einigen Jahren im Kampf gegen den Antisemitismus besonders engagiert.

Die Zunahme der antisemitischen Vorfälle in Österreich, aber auch in Europa ist besorgniserregend. Man muss festhalten, dass die Pandemie in den letzten beiden Jahren leider wesentlich dazu beigetragen hat – und zwar sowohl in der realen als auch vor allem in der digitalen Welt. Ich erinnere mich gut an die ersten Corona-Demonstrationen, wo Antisemitismus und Holocaustverharmlosung offen auf der Straße vor sich hergetragen wurden: Mit Schildern „Impfen macht frei“, dem Tragen des Davidsternes als „Judenstern“ oder der Vergleich des Covid-Impfstoffes mit Zyklon B. Es ist erschreckend, dass so etwas heute noch passiert, dagegen müssen wir ankämpfen. Ich möchte aber trotzdem sagen, dass Zahlen nicht alles abbilden können. Die Entwicklungen allein an Zahlen festzumachen, halte ich für zu wenig.

Warum?

Weil ich – und ich bin jetzt schon viele Jahre in diesem Bereich tätig – sehe, dass die Sensibilität gegenüber antisemitischen Vorfällen ebenfalls

gestiegen ist. Während früher Vorfälle oft nur achselzuckend zur Kenntnis genommen wurden, wenn beispielsweise Personen, die eine Kippa trugen, beschimpft oder gar geschlagen wurden, neigt man heute viel eher dazu, das tatsächlich anzuzeigen – polizeilich, strafgerichtlich oder zumindest an die Meldestelle der IKG.

Wie schätzen Sie diese Statistik ein?

Damit haben wir einen besseren Überblick über die Anzahl und die Art der Vorfälle. Seien es physische Attacken, Vorfälle im Internet, sei es Stalking, Mobbing bis hin zu Wiederbetätigungsfällen. Es ist ein dramatischer Befund. Das möchte ich in aller Deutlichkeit sagen. Man muss alles tun, um die Zahlen zu senken. Ich bin aber auch davon überzeugt, dass sich Erfolg nicht allein an der Statistik messen lässt.

Sie sprechen hier besonders die Verschwörungstheorien an?

Selbstverständlich. Diese sind furchtbar, wie beispielsweise absurdeste Geschichten und Cartoons darüber, wo und wie sich das Coronavirus besser und schneller vermehrt. Das hat mich stark an meine Besuche in Yad Vashem erinnert, wo ja dokumentiert wird, wie sich nationalsozialistische Propaganda hinter vermeintlich harmlosem Humor und in Karikaturen versteckte und so den Weg in die Gesellschaftsfähigkeit gefunden hat. Und ähnlich ist es losgegangen in der Pandemie. Das war für mich ein Alarmzeichen: In welcher Gesellschaft leben wir, in welche Richtung gehen wir und was können wir dieser Entwicklung möglichst effektiv entgegensetzen.

Wie passt in dieses Bild der Fall jenes österreichischen Unteroffiziers in selbst gebastelter SS-Uniform, der mit dem Hitlergruß seine Kameraden schockierte, aber mit einem milden Urteil davonkam und nicht einmal vom Dienst suspendiert wurde?

Das ist untragbar und muss mit einer Nulltoleranzpolitik verfolgt werden. Ich bin hier sowohl mit der Justizministerin als auch mit der Verteidigungsministerin einig, dass diese Nulltoleranzpolitik auch gelebt werden muss. Dieser Fall hat aufgezeigt, dass es notwendig ist, im Gesetz nach-

zuschärfen. Das einer Disziplinarkommission zu überlassen, reicht eben nicht. Es muss rechtlich klargestellt sein, dass jemand, der wegen Wiederbetätigung rechtskräftig verurteilt ist, nichts im Staatsdienst verloren hat, sei es im Bundesheer, im Schuldienst, in einem Ministerium oder wo auch immer. Punkt. Diesen gesetzlichen Zustand werden wir herstellen.

Wie können Vorfälle wie dieser verhindert werden?

Dieser Fall hat auf dramatische Weise gezeigt, dass es tatsächlich Personen in unserer Gesellschaft gibt, die solche Uniformen basteln, sich hinstellen, den Hitlergruß zeigen und sich damit rühmen. Daher finde ich es absolut richtig, dass die Verteidigungsministerin zusätzlich eine Kommission eingerichtet hat. Wir nehmen den Fall in der Bundesregierung sehr ernst und werden in Zukunft harte Konsequenzen gesetzlich verankern. Wer weiß, dass seinem Verhalten keine schwerwiegenden Konsequenzen folgen, sieht wenig Grund, es nicht zu tun.

Die besondere Verantwortung Österreichs gegenüber der jüdischen Bevölkerung spiegelt sich auch in der Förderung des jüdischen Lebens und seiner kulturellen Entfaltung wider. Was geschieht konkret, um jüdische Kultur sichtbarer zu machen?

Wir haben zunächst einmal das österreichisch-jüdische Kulturförderungsgesetz beschlossen, mit einer Förderung von vier Millionen Euro pro Jahr für die Israelitische Religionsgesellschaft (IRG). Das war ein Meilenstein. Konkret geht es darum, diese Mittel für die Förderung des Austausches mit anderen Religionsgemeinschaften, für die Förderung kultureller Einrichtungen und Veranstaltungen und für die Verständigung in der Gesellschaft zu verwenden. Es geht natürlich auch um die Sicherheit, aber der Hauptteil der Förderungen betrifft das jüdische Kulturerbe. Ich bin fünf Jahre in der Spitzenpolitik, man kann in so einer Position schon vieles bewegen, indem man Dinge anspricht und sichtbar macht.

Zum Beispiel?

Besonders stolz bin ich auf die Konzertreihe *Klangwelten* (kuratiert von NU-Herausgeberin Danielle Spera,

Anm.) im Bundeskanzleramt, wo wir jüdische Kunst und Kultur vor den Vorhang holen und mit einer ganz gezielten Einladungs politik, nämlich einer Mischung aus Journalisten und Journalistinnen, Vertretern von NGOs und anderen Multiplikatoren sowie einer Übertragung im ORF zeigen, dass jüdisches Leben selbstverständlich in der Mitte unserer Gesellschaft dazu gehört. Ich glaube, man kann nur so darauf aufmerksam machen. Das ist etwas, das nie abgeschlossen ist, sondern wo es immer wieder von neuem die Kreativität braucht.

Wie werden die Mittel aus dem österreichisch-jüdischen Kulturfördergesetz verteilt? Und können Sie die Förderungen in einem ersten Schritt evaluieren?

Die Israelitische Religionsgesell-

schaft (IRG) legt dem BKA jedes Jahr einen Bericht über die Verwendung der Gelder vor. Außerdem stehen wir mit der IRG regelmäßig in Kontakt und evaluieren die Mittelvergabe. Was wir dabei sehen, ist, dass in den Jahren 2020 und 2021 vor allem der Schutz von jüdischen Einrichtungen große Priorität hatte – der Anschlag in der Wiener Innenstadt und die Covid-Pandemie haben dies notwendig gemacht. Die Verteilung der Mittel war dadurch bestimmt und obliegt ausschließlich der IRG.

Sie haben vorhin Ihre mehrmaligen Besuche in Yad Vashem erwähnt. Haben Sie in Israel auch Mitglieder der israelischen Regierung getroffen und sich über die österreichischen Bemühungen im Kampf gegen den Antisemitismus

und zur Bewahrung des jüdischen Erbes, jüdischen Lebens und jüdischer Kultur ausgetauscht?

Es war mir eine besondere Ehre, im September 2022 Israels Staatspräsidenten Isaac Herzog zu treffen. Er sieht unseren Einsatz im Kampf gegen Antisemitismus mit großer Zustimmung und bekundete sein Interesse, Österreich besuchen zu wollen. Die vielen hochrangigen Besuche in den letzten Monaten sind Zeugnis der guten bilateralen Beziehung zwischen Israel und Österreich. Mich freut es besonders, dass unsere Arbeit im Kampf gegen Antisemitismus und für ein prosperierendes jüdisches Leben so viel Anklang in Israel findet. Österreich ist mit seiner Nationalen Strategie im Kampf gegen Antisemitismus Vorreiter in Europa.



SKRUPELLOS?

Clemens (48) vertritt als Anwalt kostenlos Geflüchtete.

Schau genau hin, bevor du ein Urteil fällst.

#WirSitzenAlleImSelbenZug

HEUTE. FÜR MORGEN. FÜR UNS.



Vermutlich sind Juden auch am Klimawandel schuld

KOMMENTAR VON ANDREA SCHURIAN

Man gendert. Schreibt Asteris. Spricht glottal plosive Pausen. Mobbt Lehrende so lange als transphob, bis sie, wie die britische Philosophieprofessorin Kathleen Stock, den Job hinschmeißen. Lädt Referenten wie die Biologin Marie-Luise Vollbrecht aus, die an der Berliner Humboldt-Universität unter dem Titel „Geschlecht ist nicht gleich (Ge)schlecht. Sex, Gender und warum es in der Biologie nur zwei Geschlechter gibt“ eigentlich eh nur biologisches Faktenwissen weitergeben wollte. Schreit die Feministin Alice Schwarzer als antimuslimische Rassistin nieder, so geschehen an der Universität für angewandte Kunst in Wien. Nur bei Antisemitismus gibt es in der Kunst- und Wissenschaftsszene offenbar wenig Berührungängste, wobei zeitgenössische Judenfeindlichkeit gern in der Maskerade des postkolonialen Diskurses daherkommt. Mit BDS zu sympathisieren, ist radikal schick. BDS (Boycott, Desinvestitionen und Sanktionen) ist das Gemeinschaftsregelwerk von 171 palästinensischen Organisationen, zahlreiche NGOs unterstützen die Absichtserklärung, Israel wirtschaftlich, kulturell und politisch zu vernichten.

Zuletzt hat sich die Kasseler Weltkunstausstellung Documenta 15 mit einer ganzen Reihe judenfeindlicher Werke von Kunstkollektiven aus dem globalen Süden den wenig schmeichelhaften Beinamen „Antisemita“ (© *Der Spiegel*) redlich verdient. Nun werden die dafür verantwortlichen Vertreter des insgesamt fünfzigköpfigen indonesischen Kuratorenkollektivs Ruangrupa geradezu begeistert in der westlichen Kunstwelt weitergereicht, weil: ach so radikal! Unter anderem ist Ruangrupa in der aktuellen Gruppen-

ausstellung *Loving Others* im Wiener Künstlerhaus vertreten, von der Hamburger Kunstuniversität wurden zwei von ihnen als Gastlektoren engagiert. „In der westlichen Welt ist der Antisemitismus rechts, ewiggestrig und modrig konnotiert, der Antizionismus hingegen gilt als links, verantwortungsbewusst, zeitbezogen“, schreibt die Politologin Barbara Serloth auf der Online-Plattform *Mena-Watch*, einem in Wien ansässigen Nahost-Thinktank. Und siehe da, die Wiener Akademie der bildenden Künste tritt mit ihrer Einladungspolitik regelmäßig den Wahrheitsbeweis für diese Diagnose an: Anfang Oktober durfte Ruangrupa zum Thema *Post-Documenta: Wo stehen wir?* laut über mangelnde Reife Europas für ihr kuratorisches Konzept nachdenken. Zu ihrem „Aktionstag Secessionsgarten“ wenige Wochen später lud die Akademie unter anderem auch den schwedischen Humanökologen und Umweltaktivisten Andreas Malm ein (und nach Protesten dankenswerterweise wieder aus), um „Überlegungen zu nachhaltigem Agieren, zivilem Ungehorsam und alternativen Formen der Aneignung von öffentlichen Räumen“ anzustellen. Friedliche Proteste findet Malm öde, er präferiert zur Klimarettung gezielte Sachbeschädigungen nach Terroristenart.

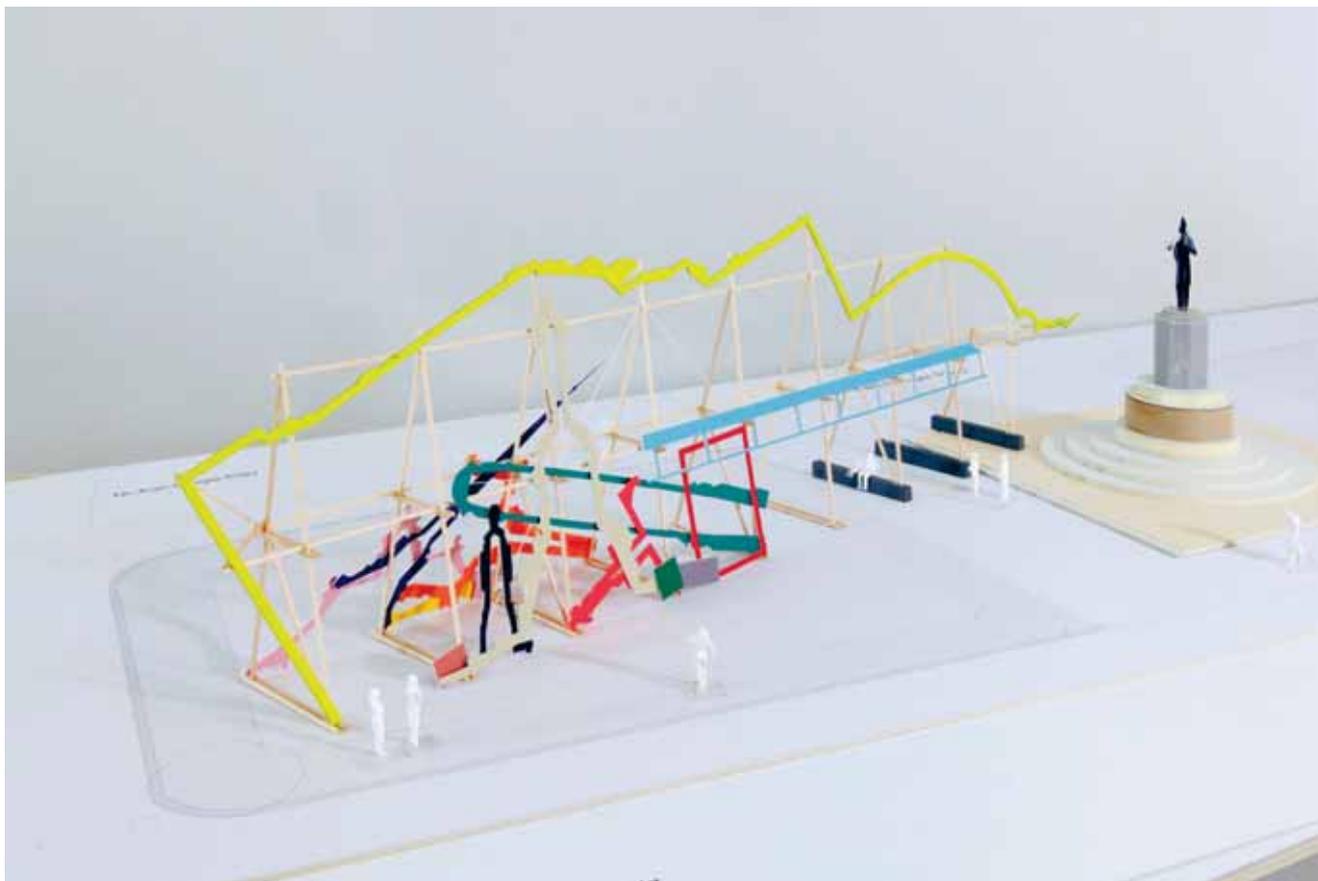
Wie man sich das vorstellen darf, wird gerade in Museen weltweit gezeigt: Aktivisten und Aktivistinnen schütten Paradeis- soße oder Erdäpfelpüree auf Meisterwerke. Bringt zwar keine Sympathiepunkte für die Klimabewegung, aber macht nichts. Und, ja, wäre sicher bombig geworden, wenn Malm Passagen aus seinem Buch vorgelesen und darüber informiert hätte, *Wie man eine Pipeline in die Luft jagt. Kämpfen lernen in einer Welt in Flammen*. Als

Inspirationsquelle für diese 2020 in Buchform gegossene Handlungsanleitung zu gewaltbareitem Widerstand dienen dem bekennenden Hamas-Aficionado, der Israel als „zionistische Entität“ ablehnt und jüdische Israelis konsequent als „Siedler“ bezeichnet, palästinensische Sabotageakte. Alter Schwede! Echt jetzt?

Zu den schärfsten Kritikern von Andreas Malm, der 2010 der trotzkistischen „Sozialistischen Partei“ seines Landes beitrug, zählt übrigens just die trotzkistische *Alliance for Workers' Liberty*. Malm verfolge eine autoritäre Klimapolitik und kaschiere mit marxistischer Phraseologie eine durch und durch antidemokratische, arbeiterfeindliche Position: „Aber sein abscheulichster Fehler ist der Vorschlag, palästinensischen ‚Widerstand‘ vom Typ Hamas in die Klimapolitik zu importieren.“

Johan F. Hartle, seit 2019 Rektor der Akademie, sah das freilich diametral anders. Solche Diskurse seien „absolut notwendiger Bestandteil einer dringend notwendigen Debatte zur Klimakrise, deren Folgeschäden nur wenige so drastisch beschreiben wie Malm“, schreibt er in einem *Standard*-Gastkommentar: „Wer sich wissenschaftliche und politische Debatten wünscht, in denen es keine Ambivalenz und keine Fehler gibt, wünscht sich in Wahrheit keine Debatten... Wir haben in den Universitäten die Möglichkeit, kritisch hinzuschauen, zu kommentieren und zu rahmen. In dieser Situation rahmen wir bewusst und stellen zur Diskussion – vor allem das, was gesagt wird.“

Ja dann! Könnte ja nächstes Mal eh auch ein rechtsradikaler Holocaustleugner kunstakademisch gerahmt werden. Er muss halt nur scharf genug vor Erderwärmung und Klimakollaps warnen.



„Das temporäre Kunstwerk ist ein auffälliges, weithin sichtbares Zeichen, das sowohl einen tatsächlichen als auch einen gedanklichen Raum öffnet, in dem differenzierendes Nachdenken über den politischen Populismus der Vergangenheit und Gegenwart möglich ist“, meint Wiens Kulturstadträtin Veronica Kaup-Hasler.

Was bestimmt kein Denkmal ist

Bis zur Realisierung eines permanenten Denkmals wird die temporäre Installation „Lueger Temporär“ auf die Debatte über das Lueger-Denkmal reagieren. Drei Positionen zur endgültigen Entscheidung über eine vorläufige Kontextualisierung.

Bunter Abenteuerspielplatz

VON THOMAS TRENKLER

Die Kulturstadträtin Veronica Kaup-Hasler (SPÖ) scheint die Sache in die Länge ziehen zu wollen: Nach Jahren des Nachdenkens kündigte sie im April 2021 an, eine Lösung für das umstrittene Karl-Lueger-Denkmal zu erarbeiten. Im Rathaus wurde zu einem runden Tisch eingeladen, ansonsten passierte nichts: Die Ausschreibung für eine permanente Kontextuali-

sierung sollte erst im Oktober 2022 veröffentlicht werden. Manche aber brachte der verherrlichende Umgang mit dem populären wie populistischen Bürgermeister, der sich erfolgreich des strukturellen Antisemitismus bedient hatte, zum Murren: Es wurde ein kategorischer Denkmalsturz gefordert. In dieser eher misslichen Situation – die Stadträtin hält nicht viel von „cancel culture“ – entschloss sich die Stadt, das Karl-Lueger-Denkmal zunächst temporär zu kontextualisieren. Ohne Ausschreibung, ohne demokratische

Prozesse wurden Nicole Six und Paul Petritsch mit einer Installation beauftragt. Und wenn die Stadtregierung etwas will, dann klappt das auch ganz problemlos mit den Genehmigungen. Welche Hürden hatten Eduard Freudentmann und seine Mitstreiterinnen einst zu überwinden, als sie auf dem Schillerplatz das Denkmal für den NS-Dichter Josef Weinheber kontextualisieren und die einzementierte Gesinnung der Stadt entlarven wollten! Damals sorgte sich der Magistrat, dass man in die Vertiefung rund um den absurd gro-

ßen Betonsockel fallen könnte. Aber jetzt? Gibt es zu Ehren von Lueger einen fröhlich-bunten Abenteuerspielplatz, den man nur all zu leicht beklettern kann. Da wird es wieder eine (Mahn-)Wache brauchen! (Dies schrieb der Autor am 12. Oktober; bis zum Redaktionsschluss von NU ist allerdings nichts Auffälliges passiert, Anm.)

Die Laubsäge-Arbeit im Riesenformat, 39 Meter lang, präsentiert im Originalmaßstab „alle auffindbaren Lueger-assoziierten Ehren- und Denkmäler von Wien“ anhand ihrer Umrisslinien, darunter Reliefs, die Lueger-Kirche und andere Bauwerke. Auf dem Karl-Lueger-Platz soll nun zu erkennen sein, wie sich Lueger auf unterschiedlichen Ebenen „in das Gedächtnis der Stadt eingeschrieben“ habe.

Dieses bis zu elf Meter hohe „diskursive Schaulager“ ist damit aber eine völlige Themenverfehlung, die keine Kritik an den Einstellungen des Bürgermeisters übt, sondern Luegers Ruhm noch mehr: Die Arme stolz auf die Brust gelegt, blickt die kupfergrüne Statue mit großem Wohlgefallen auf all die anderen Ehrenbezeugungen – und auch auf die Umrisslinien einer anderen Lueger-Statue.

Bei der „Einweihung“ – eben am 12. Oktober – forderten Vertreterinnen und Vertreter der Jüdischen Hochschülerschaft mit Plakaten: „Antisemitismus thematisieren – nicht bunt dekorieren.“ Die Installation verweise

„in keiner Weise und ganz bestimmt nicht [...] auf die Problematik der antisemitischen Geschichte Wiens und Luegers“, hieß es dazu in einer Aussendung. „Vielmehr wird der Platz erneut mit den ‚Errungenschaften‘ Luegers versehen und damit die Ehre seines politischen Wirkens nicht beendet, sondern mit bunten Farben geschmückt und der Antisemitismus damit verdeckt.“

Und auch die Wiener Grünen orten „eine weitere Überhöhung der Figur Lueger“: Man hätte jetzt, im Jahr vor der finalen Neugestaltung des Lueger-Platzes, die Chance, eine öffentliche Debatte zur Lueger-Statue zu führen. Stattdessen stehe hier „ein riesiges Objekt, das quasi die Recherche-Ergebnisse“ von Nicole Six und Paul Petritsch visualisiere. Lueger werde mit der neuen Installation nochmals größer gemacht.

Der Beitrag erschien am 12. Oktober 2022 im *Kurier* und wurde für NU erweitert.

Endlich umbenennen!

VON WALTER KÖNIG

Nach fast hundert Jahren wird das einzige Denkmal, das je ein Wiener Bürgermeister bekam, künstlerisch umgestaltet werden. Es genügt aller-

dings nicht, sich nur um den überlebensgroßen Bronze-Koloss des „schönen Karl“ mit dem gepflegten Bart zu kümmern. SPÖ-Kulturstadträtin Veronica Kaup-Hasler trägt aufgrund der rabiat antisemitischen Wiener Geschichte eine besondere Verantwortung auch für den Platz, der immer noch – seit 78 Jahren! – nach Karl Lueger benannt ist, einem fanatischen Judenhasser, Warner vor der „Verjudung der Wiener Universitäten“, der Juden als „Raubtiere in Menschengestalt“ und „Gottesmördervolk“ bezeichnete.

Inkonsequenterweise wurde vor 18 Jahren nur der Universitätsring umbenannt, an anderen Orten ging der üppige Lueger-Huldigungskult halberzig-österreichisch und geschichtsvergessen weiter, wie die kürzlich errichtete Installation *Lueger Temporär* ein Jahr lang aufzeigen soll. Sie dokumentiert, wie der hetzende „Radau-Antisemit“ und „Vulgär-Populist“ immer noch der fesche „heimliche Kaiser“ ist, der früher sogar „Herrgott von Wien“ genannt wurde. Obwohl ihn die Vergangenheitsforschung zum weit aus einflussreicheren Wiener Wegbereiter des NS-Vernichtungs-Antisemitismus erklärt als beispielsweise Ritter von Schönerer. So tiefgreifend und nachhaltig war die Effektivität der NS-Ideologie, dass sie bis heute nachwirkt und – sollte nicht immer wieder echte Vergangenheitsbewältigung stattfinden – noch weiter nachwirken wird. „Groß-Wien darf nicht Groß-Jerusalem werden!“ – Sätze wie diese, mit denen Lueger aufwiegelte, sind auch heute Parolen.

Radikale Worte gebären radikale Taten, zumal derzeit ein aggressiver Sprachgebrauch zunimmt.

Elf Seiten widmete Adolf Hitler in *Mein Kampf* seinem Vorbild Lueger. Später kopierte er dessen gezielt eingesetztes Erfolgskonzept für eine anti-jüdische Massenbewegung. „Er ist der gewaltigste deutsche Bürgermeister aller Zeiten“, schrieb Hitler begeistert über diesen „begnadeten Massenpolitiker und hinreißenden Rhetoriker“ und lobte dessen „unnachahmliches Gefühl für Massen-Stimmungen und -Bedürfnisse“. Hitler nahm 1910 auch an der Prunk-Beerdigung seines Idols, das sein Weltbild prägte und radikalisierte, am Zentralfriedhof teil. Bei aller seinerzeitigen Popularität Luegers ist



„Ich bin gegen die Entfernung von Geschichte aus dem öffentlichen Raum“, meint Bezirksvorsteher Markus Figl. „Mit der temporären künstlerischen Installation wird eine differenzierte Betrachtung der Persönlichkeit von Dr. Karl Lueger ermöglicht.“

„Lueger wurde vom sozialistischen Bürgermeister Karl Seitz sowie zahlreichen jüdischen, der Sozialdemokratie nahestehenden Publizisten als bedeutender Modernisierer Wiens geschätzt.“

ein unkritisches Gedenken mit einer modernen Großstadt nicht mehr in Einklang zu bringen. Es reicht.

Ein konkreter nachhaltiger Akt wäre die Löschung der Bezeichnung „Lueger-Platz“.

Es geht dabei nicht um die Auslöschung eines Christlich-Sozialen durch linken Gesinnungsterror, wie oft parteipolitisch polemisiert wird. Es geht um die Suche nach Sinnstiftung und Umfunktionierung dieses Platzes in einen Ort des Diskurses und der Geschichtsaufarbeitung. Bis jetzt war er leider auch Treffpunkt für Rechtsextremisten.

Umbenennungen würden die Geschichte tilgen, wenn Unliebsame zugunsten von „Gutmenschen“ aus der Öffentlichkeit entfernt würden, sagen die Gegner, obwohl das Denk- und Mahnmal sowieso bleibt und keineswegs „entehrt“, sondern „kontextualisiert“ wird. Der ewige Lueger-Disput müsse damit beendet sein, sagt die Stadträtin und möchte auch den Namen des Platzes beibehalten. Warum? In Zeiten, in denen Verschwörungsmethoden, Rassismus und autokratische Strukturen wieder im Aufwind sind, ist es wichtig, sich mit der ältesten Verschwörungstheorie zu beschäftigen: dem Antisemitismus.

Wir machen uns schuldig, wenn in unserer Stadt Menschen namentlich geehrt werden, die gegen Juden oder andere gesellschaftliche Gruppen hetzen. Dagegen heißt es Widerstand leisten. Widerstandskämpferinnen und -kämpfer sind natürlich ein unbequemes Ärgernis. Sie zeigen Handlungsalternativen auf. Das darf es offenbar nicht geben. Wenn alle ausnahmslos schuldig sind, ist es keiner. Wir konnten ja nicht anders.

Schuld kann von den Opfern verziehen werden. Viel wichtiger ist Scham, aus der

konkrete Verantwortung folgt. Für Denkmal- und Platzveränderung braucht es politischen Mut, historisches Bewusstsein und Fingerspitzengefühl. Eine halbherzige Statuen-

Intervention allein läuft Gefahr, die Menschen abzustumpfen. Schämen müsste sich die Politik für feige und halbe Lösungen.

Ich rege daher an, den Platz nach einer Widerstandskämpferin zu benennen und damit symbolisch einen Ort zu schaffen, der zum Nachdenken auffordert: Rosa Jochmann. In Kaiserebersdorf hat sie eine Tafel am Stadtrand. Sie gehört ins Herz der Stadt, um Debatten über Diskriminierung, Rassismus, Antisemitismus und zeitgemäße Formen von moderner Erinnerungskultur im Stadtbild anzuregen.

Zivilcourage gefordert

VON FRITZ RUBIN-BITTMANN

Stefan Zweig hat in seiner *Welt von Gestern* Karl Lueger eines der schönsten Denkmäler gesetzt – in voller Kenntnis seiner politischen Ambivalenzen und Ambiguitäten: „Er konnte populär sprechen, war vehement und witzig, aber selbst in den heftigsten Reden überschritt er nie den Anstand... und sein offizieller Antisemitismus hat ihn nie gehindert, seinen früheren jüdischen Freunden wohlgesinnt und gefällig zu bleiben. Als seine Bewegung schließlich den Wiener Gemeinderat eroberte und er – nach Verweigerung der Sanktionierung durch Kaiser Franz Joseph, der die antisemitischen Tendenzen verabscheute – zum Bürgermeister ernannt wurde, blieb seine Stadtverwaltung tadellos gerecht und sogar vorbildlich demokratisch; die Juden, die vor diesem Triumph der antisemitischen Partei gezittert hatten, lebten ebenso gleichberechtigt und angesehen weiter. Noch war nicht das Hassgift und der Wille zur gegenseitigen restlosen Vernichtung in den Blutkreislauf der Zeit gedrungen.“ Es wundert mich, dass die Anhänger der Cancel Culture nicht fordern, diese Passage zu löschen oder

zumindest umzuschreiben. Politischer Ikonoklasmus ist seit jeher auf Zerstörung aus. Eine Beseitigung oder Veränderung des Lueger-Denkmal wäre Kultur-Vandalismus.

Lueger, aus ärmlichen Verhältnissen stammend, galt im dritten Bezirk, wo er seit 1876 seine Kanzlei hatte, als „Anwalt der kleinen Leute“. Hier war der jüdische Arzt Dr. Ignaz Mandel als „Armenmediziner“ ungemein beliebt. Mandel war auch Bezirkspolitiker und Luegers großes Vorbild. Zwischen den beiden bestand eine enge persönliche und politische Verbindung. Jahre später, als Lueger bereits Parteiführer der Christlich-Sozialen war, wurde ihm seine Beziehung zu jüdischen Freunden vorgeworfen. Seine Antwort ist bekannt: „Wer ein Jud ist, das bestimme ich.“ Den präexistenten Antisemitismus der Menschen nutzte er zur Erreichung seiner politischen Ziele.

In seiner Zeit als Bürgermeister von 1897 bis 1910 machte er Wien zu einer der großen Metropolen Europas, realisierte zahlreiche kommunale Großprojekte, verwirklichte die zweite Wiener Hochquellenwasserleitung, kommunalisierte Gas- und Elektrizitätsversorgung und die Straßenbahnen. Er war im sozialen Bereich engagiert und lies das Versorgungsheim Lainz und die Psychiatrie Steinhof bauen.

Als Bürgermeister erwies er den Wiener Juden Respekt und Wertschätzung. Unter seiner Regentschaft gab es keine Diskriminierung jüdischer Bürger. Lueger wurde vom damaligen sozialistischen Bürgermeister Karl Seitz sowie zahlreichen jüdischen, der Sozialdemokratie nahestehenden Publizisten als bedeutender Bürgermeister und Modernisierer Wiens geschätzt. Er war ein typischer Repräsentant des Munizipalsozialismus: „Dem kleinen Mann muss geholfen werden.“

Mit dem Auftreten der Alldeutschen unter der Führung des Abgeordneten Georg Ritter von Schönerer wurde der Rassenantisemitismus zum Parteiprogramm erhoben. „Gegen Juda, Habsburg und Rom bauen wir den

deutschen Dom“ war eine Parole von Schönerer, eine andere richtete sich gegen assimilierte und konvertierte Juden: „Was der Jude glaubt, ist einerlei, in der Rasse liegt die Schweinerei.“ 1891 zogen bereits dreizehn deklarierte Antisemiten als Abgeordnete ins Parlament ein. Im österreichischen Reichsrat und später im Parlament der Ersten Republik gab es wiederholt wüste Judendebatten, in denen sich Karl Renner als ausgewiesener Judenfeind hervortat. In rabiater und flegelhafter Weise beschimpfte er die Juden, sodass eine jüdische Zeitung monierte: „Anscheinend können Antisemitismus und Sozialismus Hand in Hand miteinander gehen.“

Renner war ein Opportunist par excellence. 1917 ätzte Friedrich Adler, Karl Renner sei der Lueger der Sozialdemokratie. Er verherrlichte die Politik der Nationalsozialisten, verehrte Hitler und betrieb Anschlusspropaganda für Hitlerdeutschland. Er diente sich dem Nationalsozialismus wiederholt an und denunzierte Menschen. Doch Renners und Luegers Antisemitismus wird von Vertretern der Cancel Culture mit zweierlei Maß gemessen: Auf dem

linken Auge ist man blind, mit dem rechten Auge schaut man durch eine Lupe. Also soll das Lueger-Denkmal als Symbol des Antisemitismus beseitigt werden, nicht aber die Renner-Büste am Ring. Dabei war Karl Renner im Gegensatz zu Lueger nicht aus opportunistischen Gründen Antisemit. Auch nach der Schoa hielt er im Parlament antisemitische Reden, war ohne Mitleid für sechs Millionen ermordete Juden und forderte überlebende jüdische Sozialdemokraten auf, im Exil zu bleiben, da man sie in Österreich nicht brauchen könne.

In diesem Sinne halte ich den Vorschlag des Historikers und überzeugten Sozialdemokraten Oliver Rathkolb, den Renner-Ring in Parlaments-Ring umzubenennen, für eine ausgezeichnete Idee.

Die Stadt Wien hat vor kurzem entschieden, das Lueger-Denkmal zu belassen und künstlerisch zu kontextualisieren. 2023 soll dieses Konzept realisiert werden. In der Zwischenzeit wird eine Holzkonstruktion von bis zu elf Meter Höhe und 39 Meter Länge vor der Lueger-Statue aufgestellt. Etwa 100.000 Euro soll diese temporäre In-

stallation kosten, die an Hrdlickas berühmtes Pferd erinnert. Fraglos ist sie besser als die kalligrafische Besprayung des Denkmalssockels mit dem Begriff „Schande“.

Es ist leicht, sich 77 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs als Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus zu positionieren, für tote Juden Gedenkfeiern zu organisieren und dabei den gegenwärtigen muslimischen Antisemitismus zu bagatellisieren. Dieser ist ein Tabuthema. Aber es wäre wichtig, diesen neuen Antisemitismus mit jenen Energien zu bekämpfen, die gegen Lueger aufgebracht und verschwendet werden. Die muslimischen Judenhasser kennen weder den Namen Lueger, noch wissen sie, wer dieser war. Blind für das zu sein, was sich gegenwärtig abspielt, erinnert an die 1930er Jahre, als man die politischen und gesellschaftlichen Gefahren ebenfalls nicht rechtzeitig erkannte.

Gegen den toten Lueger anzukämpfen, erfordert keinen Mut. Gegen die Judenfeinde der Gegenwart zu kämpfen, erfordert hingegen Verantwortungsbewusstsein und Zivilcourage.



Alle auffindbaren Lueger-assoziierten Ehren- und Denkmäler an einem Ort.



© IKG TIROL UND VORARLBERG

Gedenkstätte am Waldfriedhof in Seefeld, von Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg 2016 eingeweiht.

Im Westen viel Neues

Die Geschichte der Jüdinnen und Juden in Tirol und Vorarlberg war wie in Österreich üblich: geduldet, verachtet, vertrieben und wieder angesiedelt. Doch in den westlichen Bundesländern entwickelt sich ein neues jüdisches Selbstbewusstsein. Ein Lokalaugenschein.

VON RENÉ WACHTEL

In einem unscheinbaren Haus in der Sillgasse mitten in Innsbrucks Zentrum empfangen mich Günter Lieder, seit 2016 Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde für Tirol und Vorarlberg, und Stefan Gritsch, Sekretär der IKG. In dem Gebäude, das schon

vor dem Krieg Sitz der IKG war, befand sich auch der Betsaal, der in den Novemberpogromen 1938 verwüstet wurde. Das Haus selbst wurde während des Krieges durch einen Bombentreffer komplett zerstört und erst in den 1990er Jahren wieder aufgebaut. Jetzt befinden sich dort die Synagoge, ein Veranstaltungsraum und die Büroräumlichkeiten der Gemeinde.

Die Geschichte der Juden in Tirol und Vorarlberg ist wie in Österreich üblich: geduldet, verachtet, vertrieben und wieder angesiedelt. Die ersten Juden kamen im 13. Jahrhundert mit den Görzer Grafen in die Grafschaft Tirol. Um 1617 entstand eine jüdische Gemeinde in Hohenems in Vorarlberg, die bald zum jüdischen Zentrum der Region wurde. Doch im 19. Jahrhundert wurde Innsbruck immer wichtiger, und viele Juden zogen hierher. Auch der Rabbiner Josef Link übersiedelte 1914 von Hohenems nach Innsbruck. Zu dieser Zeit lebten schon an

die fünfhundert Juden in der Tiroler Landeshauptstadt. Es gab eine Synagoge; doch das jüdische Gemeindeleben endete mit dem Anschluss an Hitler-Deutschland jäh. Während der Pogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 wurden die Räumlichkeiten in der Sillgasse verwüstet und Innsbrucker Juden ermordet.

Nach 1945 kehrten einige Juden wieder zurück, und 1952 wurde die Kultusgemeinde Innsbruck für Tirol und Vorarlberg neuerlich gegründet. Es entwickelte sich ein neues Selbstbewusstsein, vor allem ab den späten 1980er Jahren unter der IKG-Langzeitpräsidentin und nunmehrigen Ehrenpräsidentin Esther Fritsch. Gemeinsam mit Bischof Reinhold Stecher gründete sie 1989 das Tiroler Komitee für christlich-jüdische Zusammenarbeit. Stecher veranlasste 1994 per Dekret das Verbot des „Anderl-Kultes“, der seine Grundlage in einer seit dem Mittelalter kursierenden Ritualmord-



Mehrwecksaal und Bibliothek im neuen Gemeindezentrum der IKG.

legende um das „Anderl von Rinn“ hatte. Im März 1993 schließlich konnte die Synagoge in der Sillgasse eingeweiht werden.

Menora im Zentrum

Innsbruck zählt auch zu den wenigen mitteleuropäischen Städten, in denen an einem zentralen Platz eine Menora steht, um an die Schrecken der Schoa und an die Toten der Novemberpogrome zu erinnern. „Die IKG Tirol und Vorarlberg ist die flächenmäßig größte Kultusgemeinde in Österreich“, erläutert Präsident Lieder, „sie umfasst das Gebiet von Osttirol bis zum Bodensee.“ Die rund hundert Mitglieder sind über das gesamte Gebiet verstreut, „sie leben in Lienz, Reutte, Wattens bis nach Hohenems, Bregenz, Feldkirch, Dornbirn.“ Der Vorstand spiegelt dies wider, einige Mitglieder sind aus Tirol, einige aus Vorarlberg, das mache ein klassisches Gemeindeleben wie in Graz oder Wien unmöglich. Dennoch bemühe man sich, stets für die Gemeindemitglieder da zu sein. Das Verhältnis zu den öffentlichen Stellen bezeichnet der Präsident als ausgezeichnet, „wir werden mit unseren Sorgen nicht alleine gelassen.“ Das zeigt sich beispielsweise auch beim jüdischen Teil des Westfriedhofs in Innsbruck. Hier wird der Platz knapp, weshalb man sich mit der Stadt darauf geeinigt hat, dass es auch am Pradlerfriedhof mitten in Innsbruck einen jüdischen Teil geben wird.

Große Familie

In der Öffentlichkeit ist die jüdische Gemeinde durch viele Veranstaltungen, durch Kooperationen mit Museen und anderen Institutionen präsent. Be-



Sind stets um alle Gemeindemitglieder bemüht: Präsident Günter Lieder und seine beiden Vizepräsidenten Emil Chamson (li.) und Yitzhak Feuerstein (re.)

sonders stolz ist Präsident Lieder auf die Chanukka-Ausstellung im Ferdinandeum sowie das kleine, aber feine Jüdische Filmfestival in Innsbruck im November. Es sei schön, wie die Gemeindemitglieder die Veranstaltungen annehmen; und zu den hohen Feiertagen ist die Synagoge immer gut besucht. In den letzten Jahren vor der Pandemie haben die Besuche vom österreichischen Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg zu Rosch Haschana und Jom Kippur große Freude bereitet. Zu Pessach wird immer in einem Hotel gemeinsam der Sederabend veranstaltet, an dem bis zu hundert Gäste teilnehmen: „Das ist eine richtige große Familie“, erzählt Lieder. „Da kommen die Gemeindemitglieder aus der gesamten Region.“ Andererseits geht man auch aus Innsbruck hinaus in die Gemeinde. So fand das Kerzenzünden zu Hanukka im vergangenen Jahr in Hohenems statt; auch Purimumzüge hat es schon in Hohenems gegeben. Mit der IKG in Wien sei man in freundschaftlichem Kontakt; besonders gut verstehe man sich mit Gemeinderabbiner Schlomo Hofmeister, der einmal pro Monat nach Innsbruck kommt und Schiurim veranstaltet.

Wenig Zuwanderung

Antisemitismus sei kaum wahrnehmbar, beantwortet IKG-Sekretär Stefan Gritsch meine diesbezügliche Frage. Eine Begebenheit nennt Präsident Lieder dann aber doch: „Nach einer Veranstaltung, in der ich über jüdisches Leben erzählte, kam ein junge Frau zu mir und fragte mich sehr genau über jüdische Riten. Sie war sehr interessiert. Am Ende wollte ich mich mit einem Handschlag bei ihr verab-

schieden. Sie verweigerte ihn mit dem Hinweis, ihr Großvater habe ihr beigebracht, keinem Juden die Hand zu geben.“

Doch je informierter eine Gesellschaft ist, umso weniger Antisemitismus gibt es. Um auch nichtjüdischen Menschen jüdisches Leben nahezubringen, werden deshalb viele Führungen sowie in Innsbruck und Umgebung auch Vorträge an Schulen veranstaltet. Doch wie viele andere Gemeinden kämpft auch die IKG in Innsbruck mit zu wenig Zuwanderung – und zu den vielen Israelis, die in der Region leben, ist der Kontakt gering. Auch Übertritte sind faktisch unmöglich. Als Beispiel führt Präsident Lieder eine Familie an, die aus beruflichen Gründen in den Bregenzer Wald übersiedelt ist und um Übertritt angesucht hat. „Bei einem Termin mit dem damaligen Oberrabbiner aus Wien, Arie Folger, wurde der Familie in dreißig Sekunden die Unmöglichkeit eines Übertritts erklärt. Weil jüdisches Leben im Bregenzerwald nicht möglich sei, sollte sie nach Wien übersiedeln. Hier wurde der Wunsch, ein jüdisches Leben zu führen, wegen räumlicher Argumente ignoriert.“ Allerdings erhält die Gemeinde seit Inkrafttreten des neuen Staatsbürgerschaftsgesetzes speziell aus Großbritannien vermehrt Anfragen von Schoa-Überlebenden oder deren Nachkommen. Die IKG in Innsbruck kann schnell behilflich sein, denn sie hat die Matrikeldata aus der Zeit vor dem Krieg. Vielleicht, so hofft Günter Lieder, entschließen sich die neuen Staatsbürger, Mitglied der IKG für Tirol und Vorarlberg zu werden und in den schönen Westen des Landes zu ziehen.

Voller Stolz in Blauweiß

© AS-FOTO ALBERT STERN



Mit Wünschen für die Zukunft: Maccabi Wien sieht sich als Nachfolger der legendären Hakoah.

Während manche von uns gespannt die Fußball-Weltmeisterschaft in Katar verfolgt haben, die dieser Tage endet, interessieren sich die wahren Fans für den legendären jüdischen Verein Maccabi Wien.

VON RENÉ WACHTEL

Besser hätte es nicht laufen können. Nachdem die Maccabi-Kampfmannschaft in der vergangenen Saison den Aufstieg in die zweite Wiener Landesliga schaffte, rangiert man nun in der zweithöchsten Spielklasse in Wien im oberen Drittel der Tabelle. Das ist das Ergebnis von langer, harter Arbeit. Und das Verdienst von vielen fleißigen Leuten, die sich dem Fußball verschrieben haben.

Maccabi Wien sieht sich als der Nachfolger der legendären Hakoah Wien, die 1925 sogar österreichischer Fußballmeister wurde. Nach dem „Anschluss“ wurde der Verein aufgelöst, 1970 unter dem Namen Maccabi Wien wiederbelebt und 1995 in seiner heutigen Form neu aufgebaut. Michael Margules, seit 2003 Präsident – und

Motor – des Vereins, forciert die intensive Nachwuchsarbeit: Insgesamt spielen, betreut von einem engagierten Trainerteam, mehr als hundert Kinder und Jugendliche in insgesamt zehn Nachwuchsmannschaften von U8 bis U18. Bedauerlicherweise hat der Verein allerdings keinen eigenen Trainingsplatz, weshalb man zwischen dem Sportplatz des SC Elite in Floridsdorf und den Trainingsplätzen hinter dem Ernst-Happel-Stadion im Prater pendeln muss.

Für alle zugänglich

Seit die jüngeren Jahrgänge (U8 bis U12) im zweiten Bezirk trainieren können, spielen viele Kinder der nahen Zwi-Perez-Chajes-Schule mit. Das besondere Merkmal an Maccabi Wien ist die Tatsache, dass die Mannschaft und die Fußballsektion für alle zugänglich sind: Um mitspielen zu können, muss man nicht IKG-Mitglied sein. Maccabi ist somit der einzige Verein in ganz Österreich, in dem Vertreter aller Religionen zusammenspielen. Und selbstverständlich sind alle Spieler merklich stolz, als „Maccabäer“ einzulaufen. In der U23-Mannschaft spielen viele Israelis.

Freilich gibt es auch Wünsche. Seit Jahren versucht Maccabi gemeinsam mit der IKG, endlich eine eigene Heim-

stätte zu bekommen. Es gibt zwar Absichtserklärungen der Stadt Wien für die Adaption eines Platzes beim Happel-Stadion als Restitution für den ehemaligen Hakoah-Platz, jedoch wurde noch keine positive Entscheidung getroffen.

Neue Marketing-Ideen

Weil neben Enthusiasmus auch finanzielle Mittel nötig sind und sich die Suche nach Sponsoren erfahrungsgemäß nicht einfach gestaltet, hat Margules neue Ideen für das Marketing entwickelt: So findet einmal im Jahr im Metropol ein Sponsoringkonzert für Maccabi Wien statt. Das nächste derartige Benefizkonzert wird im März über die Bühne gehen.

Und nicht nur weil das österreichische Frauenteam der männlichen Nationalmannschaft einiges vorgelegt hat, bleibt für Maccabi Wien ein weiterer Zukunftswunsch: die Etablierung von Frauen- und Mädchenfußball. Aber bis dorthin ist es wohl noch ein langer Weg.



Die neue Realität: Das jüdische und das israelische Lager

KOMMENTAR VON MARTIN ENGELBERG

Bei dieser Wahl in Israel gab es klarerweise vor allem einmal eine Spaltung zwischen dem „Nur-Bibi“- und dem „Nur-nicht-Bibi“-Lager. Es fand sich in Israel wohl keine Person, die in dieser Frage nicht eine eindeutige Position hatte. Obendrein auch noch kategorisch, also kompromisslos, oft sogar militant.

Allein im Jahr 2022 habe ich Israel siebenmal besucht und hatte die Gelegenheit zu sehr vielen, sehr interessanten Gesprächen mit ganz unterschiedlichen Gesprächspartnern. Rabbi David Stav, Gründer der immer wichtiger werdenden modern-orthodoxen Rabbinatsorganisation Tzohar, sprach davon, dass sich die israelische Gesellschaft zunehmend in ein jüdisches und ein israelisches Lager teile. Das jüdische ist religiös oder zumindest traditionell, die Familie ist wichtig, ebenso wie die nationale Identität, die Verbundenheit zu „Erez Israel“, dem Land Israel inklusive Judäa und Samaria (der Westbank). Politisch ist dieses Lager dem rechten Teil des Spektrums zuzuordnen, was in der Praxis bedeutet: eine sehr geringe Bereitschaft zu Kompromissen hinsichtlich der Existenz und dem weiteren Ausbau der Siedlungen in der Westbank. Zugleich allergrößte Skepsis gegenüber der Etablierung eines palästinensischen Staates. Innenpolitisch eine Stärkung der Exekutive gegenüber der Judikative, weil die Gerichte und insbesondere der Oberste Gerichtshof ihnen zu liberal und links erscheinen. Die Israelis der jüngeren Generation und die israelische Gesell-

schaft insgesamt rücken immer mehr in dieses Lager. Die jungen Menschen, weil sie den damals so vielversprechenden Friedensprozess der 1990er Jahre gar nicht miterlebt haben. Vielmehr sind sie in einer Zeit von Terror und wachsender Religiosität im Land aufgewachsen. Selbstmordanschläge, explodierende Busse, Messerattacken und eine zunehmende Separierung zwischen Palästinensern und Israelis. Früher fuhr man noch bedenkenlos in die arabischen Städte der Westbank, zum Einkaufen, Essengehen oder nur zum Kaffeetrinken, ja, es gab sogar Zeiten, als man noch nach Gaza fuhr oder den Felsendom am Tempelberg problemlos besuchen konnte. Das alles kennen junge Israelis nicht mehr. Israelis und Palästinenser begegnen einander kaum noch. Wenn, dann hauptsächlich als Soldaten gegenüber steinewerfenden Jugendlichen.

Das stimmt nicht optimistisch, ist aber die neue Realität. Aufgrund des jüngsten Wahlergebnisses sind dem jüdischen Lager rechts der Mitte über 80 von 120 Mandaten, also mehr als eine Zweidrittelmehrheit aller Israelis zuzurechnen. Ohne israelische Araber gerechnet (zwanzig Prozent der israelischen Staatsbürger sind Araber), sind es fast 75 Prozent der jüdischen Israelis. Verstärkt wird das alles noch durch das starke Abschneiden offen araberfeindlicher Politiker wie Itamar Ben-Gvir, der bereits wegen rassistischer Hetze verurteilt wurde und der sich für die Ausweisung von Arabern ausspricht, die gegen den Staat Israel sind. Auch der Likud-Politiker Gilad Sharon, Sohn des legendären Premierministers

Ariel Sharon, sprach ganz offen davon, dass es ja mit Jordanien bereits einen palästinensischen Staat gäbe. Die Palästinenser in den Städten von Judäa und Samaria sollen die jordanische Staatsbürgerschaft annehmen und könnten dann ja durchaus in einer lokalen Autonomie in den Städten wie Ramallah, Jenin, Nablus usw. leben, solange Israel insgesamt die Oberhoheit über die Sicherheit aller Gebiete bis zum Jordan-Fluss, der Grenze zu Jordanien, innehatte.

Der renommierte palästinensische Meinungsforscher Dr. Khalil Shikaki berichtete über die ernüchternden Zahlen auf palästinensischer Seite: Die Zahl der Religiösen in der Westbank hat sich in den letzten Jahren auf 42 Prozent verdoppelt, die positive Wahrnehmung von Demokratie nimmt stark ab. Ein Drittel der Palästinenser der Westbank würden derzeit die Hamas wählen und zur stimmenstärksten Partei machen, wenn denn irgendwann einmal überhaupt wieder einmal Wahlen stattfänden. 75 Prozent sind gegen den derzeitigen Präsidenten Mahmud Abbas. Ein Nachfolger für den jetzt schon 86-Jährigen ist nicht in Sicht. Eine Mehrheit der Palästinenser hat inzwischen den Glauben an eine Zweistaatenlösung verloren; 45 Prozent sprechen sich ganz offen für den bewaffneten Kampf aus. Und in Gaza sind die Zahlen noch viel höher.

Wer sich mit der Besetzung und Besiedlung der Westbank schwertut und eine Zweistaatenlösung befürwortet, wählte links. Dem „israelischen Lager“ gehört die 68er Generation an, all jene, die noch der Kibbuz-Romantik nachhängen, der

Peace-Now-Bewegung, die weiterhin auf Frieden und ein gedeihliches Zusammenleben mit den Palästinensern hoffen. Sie haben mit Religion wenig am Hut und lehnen die jüdische Orthodoxie ganz offen ab. Insbesondere die Oberhoheit des Rabbinats über das ganze Familienwesen wie z.B. Hochzeiten und Scheidungen. Ebenso wie den Druck der Orthodoxie auf Einhaltung der jüdischen Gesetze im israelischen Alltag und nicht zuletzt die enormen Unterstützungsleistungen für orthodoxe Familien, in denen 50 Prozent der Männer ihr Leben zum Studium in Talmud-Schulen verbringen, keiner geregelten Arbeit nachgehen und auch nicht zum Wehrdienst eingezogen werden.

Diese Israelis haben noch gesehen, wie Jitzchak Rabin, Shimon Peres und Yassir Arafat einander in Washington die Hände schüttelten und vom Frieden sprachen. Ein gutes Beispiel ist Gilead Sher: Er war ganz unmittelbar in die Verhandlungen von und um Camp David II eingebunden. Damals, im Jahr 2000, kasernierte US-Präsident Bill Clinton den israelischen Premier Ehud Barak und Yassir Arafat am Feriensitz Camp David für Tage und Wochen. Es half nichts – Yassir Arafat hatte nicht den Mut, die Hand zu einem Kompromiss zu reichen, der auf dem Tisch lag. Dennoch will Gilead Sher die Hoffnung nicht aufgeben. Er glaubt noch immer an ein Aufleben dieses Prozesses, ist weiterhin mit seinen damaligen Verhandlungspartnern auf der palästinensischen Seite in Kontakt. Nicht zuletzt aufgrund des Wahlergebnisses fragt man sich, wie realistisch diese

Erwartung ist. Auch gesellschaftspolitisch ist das israelische Lager und damit die Linke in der Defensive. Sozialpolitische Themen wie die enorm hohen Preise in Israel, insbesondere für das Wohnen und Lebensmittel, sind keineswegs das Monopol der Linken. Groß geschrieben ist jedoch beispielsweise der Einsatz für die Rechte der LGBTIQ-Community, die Freigabe von Drogen und sonstige sozial-liberale Themen. „Links“ ist in Israel zu einem Schimpfwort geworden. Von der einst stolzen und mächtigen Arbeiterpartei, welche Israel die ersten Jahrzehnte nach der Staatsgründung völlig dominierte, ist bei dieser Wahl ein spärlicher Rest von gerade einmal vier der 120 Mandate, also knapp über drei Prozent der Wähler, geblieben.

Auch die Medienlandschaft, einst die Hochburg des liberalen, säkularen und progressiven Israels, hat sich grundlegend geändert. Diese Säule des „israelischen Lagers“ ist zunehmend verloren gegangen. Heute sind die populärsten Zeitungen und Fernsehkanäle rechts gerichtet, nationalistisch und religiös.

Benjamin Netanjahu hat diese Wahl deutlich gewonnen. Entgegen vielen Prognosen ist der Wahlsieg nicht einmal knapp ausgefallen. Gemeinsam mit seinen potenziellen Koalitionspartnern kommt er auf eine – für Israel – satte Mehrheit von 65 der 120 Mandate. Netanjahu ist weiterhin der überragende Politiker Israels, trotz der Korruptionsvorwürfe, trotz der massiven Anfeindungen, die ihm aber vielleicht sogar geholfen haben. Eine Mehrheit der Israelis will das Schicksal des Landes in seinen

Händen wissen, vertraut auf seine Führungsfähigkeit. Den eingefleischten „Nur-Nicht-Bibi“-Politikern sollte dieser klare Wahlerfolg Netanjahus in einer demokratischen Wahl zu denken geben.

Für niemanden überraschend stellen heute die Progressiven und Linken, also das „israelische Lager“, eine deutliche Minderheit dar. Parteien dieses Teils des politischen Spektrums verfügen über nicht einmal 25 Prozent der Mandate. Dass sie eine regierungsfähige Mehrheit bilden können, ist nach dieser Wahl und für absehbare Zeit ausgeschlossen.

Inzwischen ist sehr wahrscheinlich, dass es Netanjahu gelingen wird, eine Regierung mit den orthodoxen und den radikal rechten Parteien zu zimmern. Das wird mitunter zu heftiger Ablehnung in einigen Ländern führen, aber Israel und insbesondere Netanjahu ist solchen Kummer gewohnt. Andererseits liegt es in den Händen der Netanjahu-Gegner, ihm die Hand zu reichen für die Bildung einer Koalition ohne Extremisten.

Dossier: Judentum und andere Religionen

**„Die verlängerten Linien der Beziehungen
schneiden sich im ewigen Du.“**

**(Martin Mordechai Buber aus:
"Ich und Du")**

Eins, zwei, drei



© HOUSE OF ONE/RENE ARNOLD

Gebetsräume für Juden, Christen und Muslime unter einem Dach: Pfarrer Gregor Hohberg, Rabbiner Andreas Nachama und Imam Kadir Sancı (v.l.) bei der Grundsteinlegung.

In Berlin entsteht ein Haus für den einen Gott in dreierlei religiöser Gestalt: das House of One.

VON BERT REBHANDL

Dass man von Gott in der Einzahl spricht, ist heute fast selbstverständlich, in der Geschichte der Religionen aber eigentlich eine Ausnahme. Schon der jüdische Dekalog stellt mit dem ersten seiner Zehn Gebote eine Ordnung her, die noch aus Konkurrenz kommt: Du sollst neben mir keine anderen Götter haben. Für die Christen ist es klar, dass sie an den Gott glauben, den sie von den Juden (und vielfach ursprünglich als Juden) kennenlernen, von dem sie dann aber ganz neue Ideen entwickelten: eine Dreifaltigkeit, ein ständiges Dreipersonenstück im Inneren göttlicher Einzigartigkeit. Der

besonders strenge Monotheismus im Islam ist auch eine Korrektur dieser christlich-theologischen mutmaßlichen Verirrungen, wie sie den Propheten Mohammed am arabischen Rand der antiken Welt eher gerücheltweise erreichten. Mit Allah kehrten die Weltreligionen zu der Exklusivität des einen Gottes zurück, zu der Konzentration auf das Wesentliche. Aber die Spannung bleibt: Welcher Gott ist der Eine? Ist HaSchem (der Name des namenlosen Gottes der Juden) im Grunde identisch mit Allah und wird nur anders verehrt, weil das Volk Israel die Geschichte eines besonderen Bundes mit Gott erzählt? Ist der Gott, der für die Christen in Gestalt eines Propheten aus Galiläa Mensch wurde, derselbe, der das Volk Israel aus Ägypten herausführte? Hat der Gott des Philosophen Hegel, ein zugleich radikal abstrakter und höchst geschichtlicher Geist, mit dem Gott zu tun, der eine

Schöpfung aus dem Nichts durch eine radikal transzendente Offenbarung heiligte?

Vielfalt und Einheit

Man kann diesen Gedanken nachhängen, wenn man in Berlin auf einer der meistbefahrenen Straßen der Stadt vom Alexanderplatz in Richtung des Potsdamer Platzes fährt, und auf der Spreeinsel, dem südlichen Ausläufer der Museumsinsel, auf ein im Entstehen begriffenes Gebäude stößt, das dem Monotheismus ein Heiligtum schaffen soll. Seit Mai 2021 wird gebaut, die Fertigstellung ist für 2024 oder 2025 ins Auge gefasst. Ein 42 Meter hoher Turm soll dann den Unterschied zwischen Kirchturm, Minarett oder Kuppel gegenstandslos machen oder in einer ökumenischen Architektur aufheben. Im House of One, so der Name und das Programm des designierten Bet- und Lehrhauses, sollen künftig die drei gro-

Ben Weltreligionen unter einem Dach mit ihrem Gott Gemeinschaft halten, es sollen aber auch die Menschen in der notorisch weltlichen Stadt Berlin eine Anlaufstelle finden, wenn sie einmal über die höheren Dinge nachdenken wollen oder einfach einen Ort der Ruhe suchen. Das House of One wird de facto Gebetsräume für Juden, Christen und Muslime enthalten, getrennt, aber unter einem Dach. Es soll also keineswegs Unterschiede verwischen oder gar mit Schiebewänden oder verstellbaren Ornamenten so tun, als könnte man für die Verehrung des höchsten Wesens eine Art Mehrzweckarchitektur erfinden. Vielfalt und Einheit sollen sich im Idealfall auseinander ergeben und ineinander verschränken.

Vieldimensionalität

Bis 2011 reicht die Idee für das House of One zurück, es verdankt sich konkretem Engagement zuerst einmal von Christen, die darüber nachdachten, was man an die Stelle der ehemaligen Petrikirche setzen könnte, die im Zweiten Weltkrieg stark beschädigt und schließlich von den Behör-

den der DDR zum endgültigen Abriss bestimmt wurde. Nach der Wende wurde beschlossen, den Petriplatz einerseits archäologisch zu erschließen, andererseits wieder als religiösen Ort zu widmen. Damals kam die Idee auf, man könnte eine Kirche für das höchste Wesen schaffen, für den Einen oder die Eine oder die Idee des Einen, für den Gott der Juden, Christen und Muslime in seiner Violdimensionalität wie in seiner prinzipiellen Identität. An anderen Stellen der Welt wurden in den letzten Jahren zunehmend wieder einigende historische Wurzeln der praktisch natürlich konkurrierenden abrahamitischen Religionen hervorgehoben – auf den Patriarchen Abraham, eine legendäre Figur aus der mythischen Zeit vor der jüdischen Gründungsfigur Mose, beziehen sich alle heiligen Texte und viele Heilszusagen. Im Nahen Osten wird die politische Entspannung zwischen Israel und einigen arabischen Ländern unter dem programmatischen Label der „Abraham Accords“ vermarktet, und der legendäre Wandersmann, der zwischen Mesopotamien und der heuti-

gen Türkei viel herumkam, dient heute als Patron von Direktflügen zwischen Tel Aviv und Dubai.

Einigungsbemühung

In Berlin soll das House of One noch ein bisschen grundsätzlicher einer Einigungsbemühung dienen. Denn mit der Betonung der Einsheit oder der Einheit geht eine theologische Herausforderung einher. Einheit lässt sich nicht so einfach als Einigkeit verordnen, sie muss, wenn, dann erarbeitet werden. Für den Architektorentwurf des Büros Kuehn Malvezzi hat sich auch gleich eine prägnante Formulierung herumgesprochen: Lessings Ringparabel wird als Bauwerk konkret. Im Mittelpunkt steht dabei allerdings ein Raum, der ausdrücklich nicht einer der drei Religionen zugeordnet wird, sondern der Stadt Berlin als einem weltanschaulich neutralen oder wohlwollend interessierten gastgebenden Ort: Synagoge, Kirche und Moschee im House of One gehen alle von einer sogenannten Stadtloggia ab.

Zudem werden ein Beinhaus und ein Archäologisches Fenster an die Besiedelungsgeschichte Berlins erinnern, also einen Horizont eröffnen, der noch einmal ganz anders von den historischen Zeiträumen und von einer Landnahme erzählt. Die heutige deutsche Bundeshauptstadt war ja auch irgendwann einmal ein Kaff am Rande der europäischen Zivilisation, und Gott musste hier mit Vorstellungen von Natur und mit dem, was man früher Heidentum nannte, in Auseinandersetzung treten. Heute ist es die neue Mitte einer einst geteilten Stadt, die mit dem House of One ein neues Wahrzeichen bekommen wird – nach dem Anspruch seiner Stifter ist das wahrscheinlich sogar das Wort, das es am ehesten trifft: Die abendländische Religiosität, die an der Transzendenz festhält, setzt in die weltlichen Machtzeichen ein gegenläufiges Zeichen. So wird man vom Fernsehturm am Alexanderplatz bis zu dem Architektur-Potpourri am Potsdamer Platz künftig nicht einfach an Prestige-Hochhäusern der ehemaligen DDR in der Leipziger Straße entlangfahren, sondern auch an einem Hochhaus, das auf die Idee des Höchsten zielt – des Wesens, das größer nicht gedacht werden kann als durch die Bezeichnung „one“.

© KUEHNMALVEZZI/DAVIDE ABBONACCI



Synagoge, Kirche und Moschee im House of One gehen alle von einer sogenannten Stadtloggia ab.

„Wir wären eine amputierte Religion“

© OUBRIEL MORGENSZTERN



Die Bibelschule in Israel war für Domparfarrer Toni Faber eine wesentliche Erfahrung: „Ich habe viel von dem gelernt, was unsere christliche Identität ausmacht.“

Über viele Jahrhunderte hinweg war das jüdisch-christliche Verhältnis zumeist von Hass erfüllt. In den letzten Jahrzehnten hat sich das stark verändert. Ein Gespräch mit Domparfarrer Toni Faber.

VON DANIELLE SPERA

NU: Wie würden Sie die gegenwärtige Beziehung zwischen Christen und Juden beschreiben?

Toni Faber: Es ist ein ungeheuer belastetes Verhältnis, weil den Jüdinnen und Juden unsägliche Verbrechen im

Namen des christlichen Glaubens angetan wurden – in einer völligen Verdrehung all dessen, was biblische Geschichte im Gesamten bedeutet. Denn Jesus und die zwölf Apostel waren natürlich alle praktizierende Juden, die nicht daran dachten, die Synagoge zu verlassen sondern versuchten, eine messianische Richtung des Judentums zu leben. Glücklicherweise ist dies nach der Schoa im Zuge des Zweiten Vatikanischen Konzils aufgearbeitet worden. Endlich wurde betont, dass Jüdinnen und Juden unsere älteren Brüder und Schwestern sind, dass wir aus demselben Stamm gewachsen sind. Heute lesen wir die Bibel ohne diese schrecklich antisemitische Brille und wissen ganz genau, was wir dem jüdischen Volk schuldig sind. Für

mich waren drei Monate Bibelschule in Israel ein wesentlicher Einschnitt. Da realisierte ich, dass Antisemitismus nicht nur mit der Geschichte, sondern mit uns heute etwas zu tun hat. In dieser Zeit habe ich durch den Besuch der Synagogen, der Gottesdienste und in jüdischen Häusern viel von dem gelernt, was unsere christliche Identität ausmacht. Ich spreche daher von unseren jüdisch-christlichen Wurzeln, wenn ich versuche, unsere religiösen Wurzeln zu kennzeichnen

Woher kommt es, dass so viele Christen noch immer nicht wissen, dass das Judentum der Ursprung des Christentums ist?

Das war eine verdrehte Katechese, die sich über Jahrhunderte festgesetzt

hat – durch die Gewalt, die Jüdinnen und Juden im Namen der Religion angetan wurde. Es wird vermutlich noch länger dauern, bis das aus allen Köpfen draußen ist. Aber gerade aus der schrecklichen Erfahrung der Schoa heraus muss jeder Mensch diese Barbarei begreifen und erkennen, dass der Antisemitismus mit uns zu tun hat. Niemand kann das leugnen. Niemand, der Mauthausen oder Auschwitz besucht. Ich kann es nicht leugnen, wenn ich am Riesentor des Stephansdoms die Darstellungen des Judenhutes sehe; wenn ich weiß, was in der Gesera, der Zerstörung der jüdischen Wiener Gemeinde im Mittelalter, passiert ist. Wenn ich weiß, wo unsere Synagogen niedergebrannt worden sind. Die Ächtung, die Diskriminierung und sogar das Töten wurden in dem Irrglauben verübt, Gott ein wohlgefälliges Opfer darzubringen. Da ist durch die Spannungen der Anfangszeit, die Abspaltung zwischen den vielen verschiedenen Gruppierungen, eine Feindschaft gewachsen. Heute sollte es durch den Religionsunterricht oder die Volksbildungsangebote in Theologie und Spiritualität selbstverständliches Wissen sein, dass wir aus demselben Stamm kommen.

Gibt es nicht große Wissenslücken? Man müsste ja eigentlich auch klarmachen, dass, wer einen Psalm liest, ein jüdisches Gebet spricht.

Wir müssen uns vergegenwärtigen, dass unsere christliche Kirche im Gründungsdokument nur von jüdischen Frauen und Männern handelt und von nichts anderem. Die Heilige Schrift ist der erste Bund Gottes mit seinem Volk. Ich selbst habe nach Israel kommen müssen, um biblische Geschichte und Literatur zu studieren, damit ich endlich erkennen konnte, dass wir das Judentum nicht wie ein lebendiges Museum betrachten sollen, sondern dass es ein lebendiger Teil von uns ist. Ich erlebte Gottesdienste in Synagogen, habe Hebräisch studiert, mit Freude die Heilige Schrift gelesen und eine Mesusa an meinem Türpflo-

sten gehabt. Ich war sehr stolz, dass ich mich auch im israelischen Alltag beweisen und Wegweiser oder auch Fahrpläne lesen konnte.

Viele Christen wissen nicht, dass die Pflicht zur Nächstenliebe aus dem Alten Testament stammt. Woher kommt die These, dass dort nur vom strafenden Gott die Rede ist?

Auch ich hatte diese Bilder im Hinterkopf. Während des Studiums hatte ich einen sehr engagierten Professor, der mit diesen Schemen aufgeräumt hat und uns die vielen Gottesbilder im Alten Testament erschlossen hat. In der Seelsorge, im Katechismus ist da vielleicht lange vieles in Bruchstücken geblieben, die vielen verschiedenen Beschreibungen Gottes, des Erbarmens und der Nächstenliebe. Nehmen wir das „Aug um Auge“, denn es meint keinen ewig rächenden Gott, sondern im Gegenteil eine Eindämmung der Rache. Auf der akademischen Ebene ist das jedenfalls angekommen, sonst vielleicht nicht überall. Ich musste das sogar meinen Eltern klarmachen. In konservativen Kreis herrscht noch immer Antisemitismus. Wir müssen uns der fürchterlichen Leidensgeschichte des jüdischen Volks stellen, die wir als Christen mitgeschrieben haben. Wir müssen das in einen neuen Kontext stellen, auch was die künstlerischen Darstellungen am Dom anbelangt. Hier ist noch viel zu tun.

Das heißt, der religiöse, christliche Antisemitismus existiert noch immer?

Ja, in diesen diffusen Formen des sektiererischen, erzreaktionären Christentums, der verschrobene Frömmigkeit. Dort gibt es überhaupt einen wissenschaftskritischen Ansatz, manche glauben tatsächlich daran, dass man Kranke gesundbeten kann. Aber was die Lehre des Papstes, der Bischöfe, des Katechismus betrifft, ist das vollkommen gereinigt. Denn wir haben die Welt als Gabe Gottes zu betrachten, aus der wir das Beste machen müssen im Einklang mit dem Schöpfer, der uns diese Talente

gegeben hat, um sie einzusetzen. Die Päpste Paul VI. oder Johannes Paul II. haben Synagogen besucht, sich mit Rabbinern ausgetauscht. Papst Franziskus hat ein Weltgebet initiiert, bei dem jüdische und muslimische Vertreter gemeinsam mit christlichen zusammenkommen. Damit wird deutlich aufgezeigt, dass wir alle Brüder und Schwestern sind.

Das Judentum kommt ohne das Christentum aus, das Christentum aber nicht ohne das Judentum.

Wir wären eine amputierte Religion ohne das Judentum. Es ist kaum mehr vorstellbar, was vor 1965, vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil, unterrichtet wurde, dieses Schwarz-Weiß Denken über den Gott der Rache und den Gott der Liebe. Wir sind gewarnt, dass wir nicht wieder in diese Gräben gelangen. Da ist ein kritisch hinterfragender Glaube notwendig.

Heute hört man oft den Begriff des jüdisch-christlichen Erbes, wie ist das zu bewerten?

Das jüdisch-christliche Erbe umfasst alles, was wir uns als aufgeklärte, naturwissenschaftlich hinterfragte Welt geschaffen haben, die Frage des Woher und Wohin – in einer ganz großen Selbstverantwortung. Wir müssen einerseits das Individuum ernst nehmen als Gottes Ebenbild und gleichzeitig das Gemeinwohl. In dieser Balance haben wir viel mehr Chancen als in einem blinden Nationalismus, oder im kommunistischen Atheismus, wo der Einzelne unwichtig wird, oder in einer superkapitalistischen unverantwortlichen Überhöhung des Einzelnen. Durch unser jüdisch-christliches Erbe sind wir vor solchen Gefahren gewappnet. Wir müssen über den Tod hinausdenken, das Leben nicht nur als letzte Gelegenheit betrachten, wo jeder rücksichtslos macht, was er will. Da bin ich stolz auf unseren Papst Franziskus, der mit den Weltreligionen einen Weg beschreitet und betont, dass wir auf die Gemeinsamkeiten eingehen müssen.

„Wir müssen uns der fürchterlichen Leidensgeschichte des jüdischen Volks stellen, die wir als Christen mitgeschrieben haben.“

Türöffner und Vernetzer



Martin Jäggle und Willi Weisz (beim NU-Interview in Israel) engagieren sich für christlich-jüdische Verständigung.

Der Koordinierungsausschuss für christlich-jüdische Zusammenarbeit arbeitet seit vielen Jahren für die Verständigung der Religionen – oft im Hintergrund, aber mit umso größerer Wirkung. Ein christlich-jüdisches Gespräch mit Präsident Martin Jäggle und Vizepräsident Willi Weisz.

VON KATHARINA STOURZH

„Was mich immer irritiert hat, war, dass das Judentum eine Negativfolie war, um das Christentum leuchten zu lassen“, erinnert sich Martin Jäggle, ehemals Universitätsprofessor für Religionspädagogik und Katechetik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien. Die christlich-jüdische Verständigung war ihm seit jeher ein Anliegen, sein ganzes Leben sei davon geprägt, „im Schatten des Stephansdoms und im Lichte der Synagoge“ aufgewachsen zu sein.

„Den Christen das Datum von Ostern zu erklären ist für mich völlig trivial“, erzählt wiederum Willi Weisz

schmunzelnd, wenn er sich an seine Schulzeit im französischen Lycée erinnert. Hauptberuflich als Informatiker am Computational Science Center der Universität Wien tätig, habe er sich immer für Religion interessiert. Über Jacob Allerhand (1930–2006), der an der Universität Wien Judaistik und Hebraistik lehrte, kam er schließlich zum Koordinierungsausschuss, der 1956 auf Anregung von Kurt Schubert und Kardinal König gegründet worden war. Durch sein Engagement lernte er Regina Polak kennen, Vorständin des Instituts für praktische Theologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät. Und in weiterer Folge wurde er schließlich Lehrbeauftragter an der Fakultät. Es müsse sich ändern, dass bei bestimmten Themen oft über und nicht mit Juden gesprochen werde, sind sich Weisz und Jäggle einig.

Vielversprechender Dialog

In der Tandelmarktgasse in Wiens zweitem Bezirk arbeitet der Koordinierungsausschuss in einem kleinen, multifunktionalen Büro, um christlich-jüdische Verständigung mit Leben zu erfüllen und jüdisches Leben im Alltag sichtbarer zu machen. Das Büro ist gleichzeitig eine Bibliothek, in der mehr als 6000 Bücher und Zeitschriften zu christlich-jüdischem Dialog entlehnt werden können, unter

anderem auch *Dialog*, die eigene, vierteljährlich erscheinende Publikation.

„Als Christen wie auch als Theologen sind wir auf den Dialog mit dem Judentum angewiesen. Wenn uns Juden und Jüdinnen nicht auf die Sprünge helfen, ist eine Erneuerung der Kirche nicht möglich“, plädiert Jäggle vehement für mehr Austausch zwischen den beiden Religionen. Es gehe darum aufzuzeigen, dass jüdisches Leben „Teil einer sehr großen und einer sehr traurigen Geschichte“ sei. Allerdings sei es zugleich ein Problem, wenn das Judentum nur über die Schoa wahrgenommen werde.

Anders, aber gleichwertig

Wie ein roter Faden zieht sich das Angebot zur Verständigung durch die vielen Aktivitäten des Koordinierungsausschusses: Es geht darum, eine Struktur und eine Plattform zu bieten, wo man zusammenkommt und voneinander lernen kann. Nicht die Frage der Positionen sei wichtig, betont Weisz, sondern die Offenheit, um einander zu verstehen. Das lebenslange Lernen, das jeweils aus der Thora und der Bibel abgeleitet werden könne, sei in unserer Gesellschaft aktueller denn je. „Man muss dabei die Unterschiede auch klar benennen“, so Jäggle und Weisz. Denn nur unter der Prämisse „Wir sind anders, aber gleichwertig“ könne es echten Dialog und aufrichtige Verständigung geben.

Gerade auch innerhalb der katholischen Kirche hat sich diesbezüglich vieles verändert. Jäggle zitiert den Linzer Diözesanbischof Manfred Scheuer: „Jesus ist ohne sein Judentum für Christen nicht zu haben.“ Dieser Paradigmenwechsel spiegle sich unter anderem auch im neu aufgesetzten „Tag des Judentums“ der österreichischen Kirchen am 17. Jänner wider, der zu einem Tag des Lernens wurde und nun auch in Koordinierung mit der IKG stattfindet. Es sei essenziell, darin sind sich Weisz und Jäggle einig, sich jährlich neu einzulassen auf das Gespräch. Sie sind sich auch einig darin, dass die Zusammenarbeit schließlich auch bedeute, jüdisches

Leben zu sichern. So arbeite der Ausschuss daran, die Vielseitigkeit und Lebendigkeit jüdischer Alltagskultur aufzuzeigen. Hier sei Beharrlichkeit erforderlich. Von jüdischer Seite herrschte ursprünglich große Skepsis, ja sogar Misstrauen auch Weisz gegenüber, wenn dieser katholische Lehrer in die Synagoge mitgenommen habe. Das sei im Laufe der Zeit besser geworden. Es habe sich einiges getan, bedenke man die jüdischen Dokumente, die erstmals auch eine Veränderung auf institutionell jüdisch-orthodoxer Seite markieren würden, etwa „Zwischen Jerusalem und Rom“ (2017) sowie „Sprechet Wahrheit“ (2001), in denen von Christen als Geschwister, als Brüder der Juden die Rede ist. Nicht zufällig wurde vom Koordinierungsausschuss vergangenes Jahr anlässlich des 65-jährigen Bestehens auch das Projekt „Geschwisterlichkeit statt Judenfeindschaft“ gestartet.

Großes Engagement

Von Beginn an unterstützte der Koordinierungsausschuss auch das innerhalb der IKG entstandene Schul- und Jugendprojekt Likrat, indem er den Zugang zu konfessionellen Schulen herstellte. In vielen Fällen agiert er nicht nur als Initiator, sondern auch als Türöffner und Vernetzer. So wurde das *Café Abraham* (siehe Seite xx) auf Initiative des Ausschusses von dessen langjähriger Geschäftsführerin Sarah Egger ins Leben gerufen und wird finanziell unterstützt. Dass nun selbst-

verständlich auch koscheres Essen in Wiener Spitälern angeboten wird, ist ebenfalls auf den Einsatz des Koordinierungsausschusses zurückzuführen, zudem ist Willi Weisz in der jüdischen Patientenbetreuung und Seelsorge im AKH tätig. Auch das Gedenken an die Wiener Gesera oder die regelmäßigen Gedenkfeiern an die Novemberpogrome gäbe es nicht ohne das stetige ehrenamtliche Engagement vieler Christen und Christinnen sowie Juden und Jüdinnen.

Kampf gegen Antisemitismus

Der Ausschuss ist auch im Kampf gegen Antisemitismus aktiv, als Mitglied des Forums gegen Antisemitismus und als Organisation, die in die Entwicklung von Strategien gegen Antisemitismus eingebunden war. Ganz konkret wurde der Koordinierungsausschuss tätig, als er um ein Gutachten im Prozess des VGN-Verlags gegen den Journalisten Christian Ortner gebeten wurde. Ortner war geklagt worden, nachdem er einen Gastbeitrag in der Zeitschrift *News* über den ukrainischen Präsidenten Wolodymyr Selenskyj als antisemitisch bezeichnet hatte. Die Klage wurde abgewiesen, die Argumentation des Gutachtens fand schließlich auch Eingang in die Urteilsbegründung, dass im Artikel antisemitische Stereotypen bedient würden.

„Der Glaube Jesu verbindet uns, der Glaube an Jesus trennt uns.“ Diese Aussage des deutsch-israelischen Re-

ligionswissenschaftlers und Journalisten Schalom Ben-Gurin (1913–1999) beschreibt die Situation laut Jäggle perfekt. Denn es gebe tatsächlich ein Problem: Manche seien „so semitophil, dass sie Juden umarmen und ihnen dabei die Luft zum Atmen nehmen; andere gerieren sich als so judenfreundlich, kommen aber mit einer heftigen antijüdischen, antisemitischen Israelkritik daher und sehen diese Diskrepanz nicht.“ Das sei auch Thema im Ausschuss, klarer Konsens innerhalb des Vorstandes sei die grundsätzliche Solidarität mit jüdischen Gemeinden.

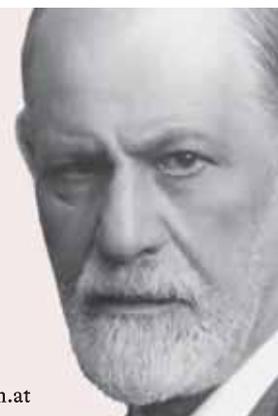
Jüdisches Leben sichtbar machen

Weisz' „superoptimistische“ Vision ist es, jüdisches Leben ohne Sicherheitsvorkehrungen zu ermöglichen. In nächster Zukunft gelte der Fokus antijüdischen Darstellungen in Kirchen sowie der Aufarbeitung judenfeindlicher Kirchenpatronen, um eine Diskussion in Gang zu bringen. Außerdem wolle man das ursprünglich für die Kulturhauptstadt Bad Ischl konzipierte (und abgelehnte) Projekt „Entgiftung“ von Markus Himmelbauer nun anderweitig finanzieren und umsetzen. Trotz mancher Reserviertheit gebe es dann einen Kairos, also einen günstigen Augenblick, um einen Änderungsprozess in Bewegung zu setzen. „Wir sind beharrlich“, sagt Jäggle. Manches aber, ergänzt Weisz, müsse eher auf kirchlicher Seite geschehen, „da können wir nur mithelfen, nicht initiativ sein.“

Das Sigmund Freud Museum
wünscht allen Leser:innen
frohe Festtage!

Sigm. Freud
MUSEUM

www.freud-museum.at





© M. LIEKEL / APA-ARCHIV / PICTUREDESK.COM

„Mit einem Lungenflügel bin ich Jude, mit dem anderen Christ.“ Der Tiefenpsychologe und Psychiater von Weltrang Erwin Ringel aufgenommen am 11. April 1986.

Das Jüdische in mir

Wer sich Judentum und Christentum als Geschwisterpaar vorstellt, muss auch an Rivalität und Streit denken. Die Pharisäer und Schriftgelehrten aus dem Tempel vertreiben? Erinnerungen an meinen Lehrer Erwin Ringel.

VON ARNOLD METTNITZER

Bis Mitte der 1990er Jahre gilt Erwin Ringel in Österreich als „Psychiater der Nation“ und „Beichtvater“ des Landes. Der leidenschaftliche Arzt und engagierte Psychotherapeut ist ein gebildeter Humanist, ein blendender Redner, ein durch und durch politischer Mensch. Ob im Rundfunk oder im Fernsehen, in der Wiener Staats-

oper, in der Brucknerhalle in Linz, im Bayrischen Hof in München, vor Auslandsösterreichern in Rom oder im Österreichischen Hospiz in Jerusalem: Ringels Auftritte sind ein Ereignis.

Ringel erklärt, ermahnt, reklamiert und provoziert, präsentiert komplexe seelische Vorgänge in anschaulichen Bildern: „Wer glaubt, eine Kobra dadurch aus seinem Wohnzimmer zu jagen, dass er sie unter den Teppich kehrt, wird feststellen, dass sie dort Eier legt und zur Unzeit als siebenköpfige Hydra wieder unter dem Teppich hervorkommt.“

Als katholischer Priester beginne ich am 10. Juni 1991, in meinem 39. Lebensjahr, bei ihm meine Lehranalyse und damit die Ausbildung zum individualpsychologischen Psychotherapeuten. Ich treffe ihn am Institut für medizinische Psychologie in der Severingasse 9 am Wiener Alsergrund und beginne wie nie zuvor einem

fremden Menschen aus meinem Leben zu erzählen. Erst Monate später wird mir die ganze Tragweite dieser Begegnung bewusst: eine Sternstunde und ein Wendepunkt, die entscheidende Wegkreuzung zur Mitte meines Lebens.

Viele gratulieren mir dazu, „Ringels letzter Schüler“ zu sein, andere fragen mich, warum ich mich „ausgerechnet auf diesen verrückten Menschen“ einlasse. Ich fühle mich von ihm verstanden, bin fasziniert von seinem Kampf gegen jede Art von Faschismus und Diktatur, die unter dem Deckmantel der Demokratie Menschen ausbeutet und unterdrückt; der Theologe in mir staunt, mit welcher Leidenschaft der Arzt und Therapeut stolz ist auf den Reichtum jüdischer Kultur und Spiritualität: „Mit einem Lungenflügel bin ich Jude, mit dem anderen Christ“, sagt er zu mir. Und er reibt sich die Hände, als ich ihm antworte, dass

es wohl der linke Lungenflügel sein müsse, mit dem er sich als Jude fühlt. Ein Christ, so fachsimpeln wir damals weiter, müsse schon aus Respekt vor den jüdischen Wurzeln des Christentums im Herzen Jude sein; Jüdinnen und Juden sind die älteren Geschwister der Christinnen und Christen. Und wenn ihr Herz groß genug ist, könnten die Christen auch besser verstehen, dass nicht wenige ihrer älteren Geschwister sie für Sektierer halten.

Geschwisterrivalität

Wer die dramatische Geschichte des Verhältnisses von Juden und Christen als „Geschwisterrivalität“ zu verstehen versucht, erklärt damit aber keineswegs die Grausamkeit der jüngeren gegen ihre älteren Geschwister, geschweige denn, dass er sie gut heißen oder gar damit rechtfertigen wollte. Als Ältester in einer Reihe von sechs Geschwistern habe ich eine Ahnung davon, wie leicht sich die Jüngeren benachteiligt fühlen und wie schnell daraus irreparable Schäden entstehen können. Nicht umsonst hat Alfred Adler als Begründer der Individualpsychologie in seiner Arbeit größten Wert auf die Rolle des einzelnen Kindes in der Geschwisterkonstellation gelegt.

Wie sehr hätte Ringel in diesem Zusammenhang der Vortrag von Amos Oz am 25. Mai 2017 in Berlin gefallen. Oz erzählte von seinem Großonkel Joseph Klausner (1874–1958), der ihn lehrte, einen anderen Blick auf Jesus zu richten. Und der ihn ermutigte, in

Jesus nicht den Gegner zu sehen, sondern als Juden zu betrachten: „Ich selbst“, schreibt Oz in *Jesus und Judas*: Ein Zwischenruf, „stellte im Alter von sechzehn Jahren fest, dass ich, wenn ich das Neue Testament – oder doch wenigstens die Evangelien – nicht las, unter anderem nie imstande sein würde, die Kunst der Renaissance zu verstehen. Wahrscheinlich würde mir auch die Musik von Johann Sebastian Bach verschlossen bleiben, ebenso wie die Romane von Dostojewski.

Aus diesem Grund ging ich abends oft in die Bibliothek und las die Evangelien ... und verliebte mich in Jesus, in seine Vision, seine Zärtlichkeit, seinen herrlichen Humor, seine Direktheit, in die Tatsache, dass seine Lehren so voller Überraschungen stecken und so voller Poesie sind. Ich war in keinem Punkt mit ihm einig, doch das ist nun einmal unser Wesen: Sie werden niemals zwei Juden finden, die sich in irgendeiner Sache einig sind. Ja, sie werden kaum jemand finden, der auch nur mit sich selbst im Reinen ist, denn wir sind nun einmal ein wenig schillernde, zwischen Kopf und Herz hin- und hergerissene Persönlichkeiten.“

Jude Jesus

Bei solchen Sätzen hätte Ringel gebubelt und ausgerufen: „Meine Damen und Herren, jetzt verstehen Sie, warum ein Jude die Neurose entdeckt hat und warum er sie hier bei uns in Wien entdecken musste. In Neapel oder Palermo wäre Sigmund Freud ein einfacher Nervenarzt geblieben.“

Der Religion rät Ringel, die Pharisäer und die Schriftgelehrten aus dem Tempel zu vertreiben, eher Fragen zu stellen als Antworten zu liefern; nicht vor Gott „im Staub“ zu liegen, sondern mit ihm – wie der biblische Hiob – auf Augenhöhe zu kommunizieren; alles andere könne nur „Religionsverlust durch religiöse Erziehung“ zur Folge haben. Dabei hinterfragt Ringel auch den Ernst und die Trockenheit der christlichen Religion. Schon Friedrich Nietzsche hätte den Christen gerne geglaubt, wenn sie nur erlöster ausgesehen hätten.

Einen Weg dorthin weist der vielgeleitete Rabbiner, Autor und Kabarettist Walter Rothschild. In einem Interview mit den *Salzburger Nachrichten* antwortete er auf die Frage, warum das so vielfach gepeinigte Volk der Juden eine derartige Hochkultur des Witzes entwickeln konnte:

„Ich weiß nicht, ob es wahr ist, ich bin nicht Sigmund Freud, aber ich würde sagen, das Judentum hat große Probleme, irgendjemanden ernst zu nehmen außer Gott. Wir können keinen König ernst nehmen, keinen Rabbiner, keinen Papst. Sie alle sind nur Sterbliche, sie müssen auch aufs Klo gehen ... Wenn einer von ihnen sagt, ich bin so wichtig, kann man nur lachen. Natürlich lacht man dabei aus einer schwachen Position heraus, weil die anderen die Macht haben: Aber man muss leben mit diesen Leuten, die sich so ernst nehmen – und die beste Selbstverteidigung ist, sie nicht ernst zu nehmen.“

Verse für keinen Psalter

Ich möcht in dieser Zeit nicht Herrgott sein
Und wohlbehütet hinter Wolken thronen,
Allwissend, dass die Bomben und Kanonen
Den roten Tod auf meine Söhne speien.
Wie peinlich, einem Engelschor zu lauschen,
Da Kinderweinen durch die Lande gellt.
Weißgott, ich möchte um alles in der Welt
Nicht mit dem Lieben Gott im Himmel tauschen.
Mir scheint, ein solcher Riesenapparat
Von Finsternis und Feuerwerk verpflichtet.
Hat Er damit ein Wunder wohl verrichtet,

Wie seinerzeit Er's in Ägypten tat?
Lobet den Herrn, der schweigt! In solcher Zeit –
Vergib, o Hirt, – ist Schweigen ein Verbrechen.
Doch wie es scheint, ist seine Heiligkeit
Auch für das frömmste Lämmlein nicht zu sprechen.
Herr Zebaoth spaziert im Wolkenhain
Und schert sich einen Blitz, wie ich das finde.
Ich möcht in dieser Zeit nicht Herrgott sein.
Wie aber sag ich solches meinem Kinde.

Mascha Kaléko

Wissen ist Freundschaft

„Feiertagsgruss.at“ ist ein gemeinsamer Festtagskalender der drei abrahamitischen Religionen. Muslime, Christen und Juden geben Einblicke in Riten und Geschichten zu 41 Feiertagen – und zeigen so manche Parallele auf.

VON MARK E. NAPADENSKI

Feiertage sollen bekanntlich gefeiert werden, wie sie fallen. Das gilt nicht nur für Geburtstage oder nationale Festivitäten wie den Nationalfeiertag. Letztere sind an ein bestimmtes Datum gebunden und über das Jahr verteilt. Zu diesen weltlichen Festen kommen hierzulande noch christliche Feiertage, die für alle Bürger des Landes gleichermaßen gelten und an denen die Geschäfte geschlossen bleiben und die Arbeit ruht.

Neben datumsgebundenen Festtagen richten sich andere christliche Feiertage nach den Mondphasen: Ostern zählt dazu, es fällt immer auf den ersten Sonntag nach dem zyklisch bestimmten Vollmond, der am oder nach dem 21. März stattfindet. Generell sorgt der Gregorianische Kalender mit seinen 365 Tagen für eine relative Planungssicherheit, aber es gibt Sonderregelungen: Der Karfreitag ist beispielsweise für evangelische Christen ein besonders heiliger Tag; es wurde lange gefeilscht, ob dieser Tag auch für Nicht-Christen oder nur für Protestanten als Feiertag gelten soll.

Einfach kompliziert

Schließlich wurde der Karfreitag als offizieller Feiertag abgeschafft; evangelische Christen dürfen jedoch

einen regulären Urlaubstag konsumieren. Das brachte plötzlich auch andere Religionen ins Feiertagsrennen, denn es sollten gleiche Regeln für alle gelten, das heißt, jeder Arbeitnehmer soll einmal pro Urlaubsjahr einseitig bestimmen dürfen, wann er einen Tag des ihm zustehenden gesetzlichen Urlaubs beanspruchen möchte. Und jetzt wird's kompliziert.

Liebe Grüße

Die Religionsgemeinschaften müssen konsensual festlegen, welcher Feiertag im jeweiligen religiösen Kalender so wichtig ist, dass man dafür einen bezahlten Urlaubstag nehmen darf. Im Judentum ist es Jom Kippur. Dieser höchste jüdische Feiertag findet immer im Herbst statt, fällt aber bekanntlich nicht jedes Jahr auf das gleiche Datum. Der jüdische Jahresablauf folgt nämlich einem sogenannten Lunisolarkalender, einer Mischform aus Mond- und Sonnenzyklen. Der muslimische Feiertagskalender wiederum richtet sich ausschließlich nach den Mondphasen. Daher verschiebt sich beispielsweise Ramadan jedes Jahr um zirka elf Tage nach vorne und dauert insgesamt einen Monat.

So summieren sich die frommen Festivitäten also, und viele Leute feiern auch gerne die Feste anderer Religionen. Weil Geselligkeit auch zu religiösem Austausch führt, hat sich das Projekt „feiertagsgruss.at“ etwas einfallen lassen: Via Whatsapp oder E-Mail bekommen Abonnenten am Abend vor jedem Feiertag einer abrahamitischen Religion eine Kurznachricht, in der historische, religiöse und rituelle Aspekte des jeweiligen Festes erläutert werden. Dabei werden Christen in Katholiken, Protestanten und Orthodoxe unterteilt, bei Muslimen wird auch über alevitisches Brauchtum informiert. Und bei den Juden? Ist

man sich zumindest bei den Feiertagen einig. Das Projekt „feiertagsgruss.at“ wurde von acht Organisationen initiiert, um den interreligiösen Austausch zu verstärken: Etwa Vertreterinnen der römisch-katholischen „Kirche im Dialog“ der Erzdiözese Wien, die katholische Jugend, die evangelische Jugend, Mitglieder der griechisch-orthodoxen Metropolis von Austria, die muslimische Jugend, die alevitische Glaubensgemeinschaft, jüdische österreichische HochschülerInnen sowie das „Café Abraham“ bringen gemeinsam Licht in den Feiertagsdschungel. Insgesamt werden mittlerweile 41 Feiertage beleuchtet, um das Verständnis für andere Religionen zu stärken und Einblicke in teils sakrale, teils profane Gebräuche zu geben. Um keiner Religion den Vorrang zu geben, richtet sich „feiertagsgruss.at“ nach dem offiziellen Gregorianischen Kalender und beginnt mit Neujahr am 1. Jänner. Danach kommt der Schabbat, der allwöchentlich von Freitagabend bis Samstagabend dauert und im Judentum als Tag der Ruhe eine besondere Rolle spielt.

Beachtliches Lexikon

Um das Wissen übereinander zu vergrößern, Neugier zu wecken, gegenseitiges Verständnis zu fördern, hat das Projekt „feiertagsgruss.at“ außerdem ein beachtliches Lexikon zu religiösen Terminologien erstellt, von A wie Ablasshandel über I wie Iftar bis Z wie Zedakah. Ein einheitliches Design macht farblich erkenntlich, um welche Religion es sich handelt: die muslimischen Feiertage sind grün, die jüdischen blau und die christlichen sind gelb. Illustriert ist der Feiertagsgruß mit Fotos religiöser Kultobjekte und traditioneller Speisen. Motto: Je mehr wir voneinander wissen, umso besser.

„So summieren sich die frommen Festivitäten also, und viele Leute feiern auch gerne die Feste anderer Religionen.“



JÜDISCH - CHRISTLICH - MUSLIMISCH

GRÜSS GOTT

DER ÖSTERREICHISCHE FEIERTAGSKALENDER

FEIERTAGSGRUSS.AT

Café Abraham Wien,
Evangelische Jugend Österreich,
Jüdische österreichische HochschülerInnen,
Katholische Jugend Österreich,

2022 1443 5782
1444 5783

Metropolis von Austria,
Muslimische Jugend Österreich,
Alevitische Glaubensgemeinschaft
in Österreich und Kirche im Dialog.



Mach dich an
zur Feiertags-
erinnerung!

Soll den interreligiösen Austausch verstärken: Die muslimischen Feiertage sind grün, die jüdischen blau und die christlichen gelb.



Ich wünsche Ihnen allen ein fröhliches Chanukka-Fest!

Alexander Nikolai
Bezirksvorsteher der Leopoldstadt

2., Karmelitergasse 9
post@bv02.wien.gv.at
Tel.: 01 4000 02111

bezahlte Anzeige



Bezirksvorsteher
Erich Hohenberger

wünscht allen Landstraßerinnen und Landstraßern ein schönes Fest!

Sprechstunde nach telefonischer Voranmeldung unter
4000/03111DW – post@bv03@wien.gv.at
im Amtshaus Karl-Borromäus-Platz 3
landstrasse.wien.gv.at

Bezahlte Anzeige



Die Bezirksvorsteherin der Wieden
Mag. Lea Halbwidl
wünscht ein frohes Chanukka!

Sprechstunden jeden letzten Donnerstag im Monat.
Bitte um Anmeldung unter
Tel.: 01/4000 04111

bezahlte Anzeige Favoritenstraße 18, 1040 Wien wieden.wien.gv.at

חג חנוכה שמח

Zu den Feiertagen die besten Wünsche allen Verwandten und Freunden im In- und Ausland

Pierre Lopper und Familie

Wagramer Straße 23/1/B1.3, 1220 Wien
Tel. 01/ 367 93 00
E-Mail: plopper@chello.at

Prof. (FH) Mag. Julius Dem, MBA

Allg. beeideter und gerichtlich zertifizierter Dolmetscher für Hebräisch

wünscht allen Verwandten, Freunden und Kunden ein fröhliches Chanukka-Fest!

חג חנוכה שמח



Das ESRA Team wünscht allen KlientInnen und Freundinnen Chag Chanukka Sameach!

GF & ärztliche Leitung Prim. PD Dr. Dr. Benjamin Vyssoki
Obfrau Dr. Jasmin Freyer
GF & kaufmännische Leitung Dr. Susanne Schütt



volkspartei niederösterreich

In diesen herausfordernden Zeiten gilt es einmal mehr, füreinander und miteinander zu arbeiten. Wenn Religion und Tradition das Leben unserer Landsleute bereichert und einen positiven Beitrag für das Miteinander im Land leisten, schätzen wir in Niederösterreich das daher sehr.

Das Chanukka-Fest ist aus genau diesem Grund ein verbindendes Symbol für das ganze Land und nicht nur für die jüdische Gemeinde ein bedeutendes Fest. Denn es stellt Familie und Freunde in den Mittelpunkt und zeigt, wie wichtig das Leben in einer Gemeinschaft ist, die Heimat gibt und Sinn stiftet.

In diesem Sinne wünsche ich der jüdischen Gemeinde zum Chanukka-Fest alles Gute!

Johanna Mikl-Leitner
Landeshauptfrau

die niederösterreich partei.

Chanukka Sameach wünschen

Marika Lichter
und
Paul Lichter

Agentur GlanzLichter
Trattnerhof 2, 1010 Wien



Maßstab für das Zusammenleben

© DANIELLE SPERA



Die Zehn Gebote sind universales Gesetz.

Die Zehn Gebote nehmen im Judentum wie im Christentum einen zentralen Stellenwert ein. Sie bilden die Grundprinzipien ethischen Handelns.

VON DANIELLE SPERA

Sie sind in jeder Synagoge, in jeder Kirche zu finden. Allerdings weichen die Zehn Gebote im Judentum und im Christentum voneinander ab. Das Judentum kennt 613 Gebote, die nach der Überlieferung Moses am Berg Sinai mitgeteilt wurden, davon sind 365 Verbote (die Tage des Jahres) und 248 Gebote (entsprechen den Gliedern des menschlichen Körpers). Die Zehn Gebote sind die ersten dieser 613 und werden in der Thora als „zehn Worte“ (*Asseret ha Dibrot*), im Griechischen als Dekalog bezeichnet.

Die ersten fünf Gebote im Judentum beginnen mit „Du sollst“ und sind Regeln zwischen Mensch und Gott, die zweiten fünf Gebote beginnen mit „Du sollst nicht“ und gelten als Regeln zwischen den Menschen.

1. Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat.
2. Du sollst keine anderen Götter haben. Du sollst dir kein Bildnis machen.
3. Du sollst den Namen Gottes nicht missbrauchen.
4. Gedenke des Sabbattages, dass du ihn heiligst.
5. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren.
6. Du sollst nicht töten.
7. Du sollst nicht ehebrechen.
8. Du sollst nicht stehlen.
9. Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.
10. Du sollst nicht begehren, was dein Nächster hat.

In der Thora kommen die Zehn Gebote zweimal vor (im zweiten und im fünften Buch Mose), allerdings in etwas unterschiedlichen Fassungen und ohne Nummerierung. Die Gebote gelten sowohl für Juden als auch für Christen, werden im Christentum aber anders gezählt.

Das erste Gebot setzt voraus, dass man die Geschichte des Judentums und die Befreiung aus der ägyptischen Sklaverei kennt: Wir sollen immer daran erinnert werden, dass ein Leben in Freiheit nicht selbstverständlich ist. Das zweite Gebot existiert im Christentum in dieser Form nicht, denn hier gibt es im Gegensatz zum Judentum kein Bilderverbot, weshalb man in Synagogen – abgesehen von wenigen Ausnahmen, etwa dem Wilshire Boulevard Temple in Los Angeles – keine Bilder findet. Die Gründerväter von Hollywood haben diese Synagoge von Filmausstattern mit großflächigen Bibelszenen bemalen lassen.

Das dritte Gebot bedeutet im Judentum, dass man den Namen Gottes nicht unnötig gebrauchen soll. Schriftstücke, auf denen der Name Gottes vorkommt, dürfen im Judentum nicht weggeworfen werden. Das vierte Gebot im Judentum geht weit über die Einhaltung eines Ruhetages hinaus. Der

Schabbat soll als etwas ganz Besonderes, als ein heiliger Tag angesehen und vor allem eingehalten werden. Im fünften Gebot heißt es: Wer Vater und Mutter ehrt, dem wird ein langes Leben versprochen. Hier geht es auch um Respekt vor der Schöpfung des Menschen. Vater und Mutter werden gleichermaßen genannt und es wird auf die Wichtigkeit aufmerksam gemacht, dass man über Generationen füreinander sorgen soll, um eine fruchtbare, gut funktionierende Gesellschaft aufrecht zu erhalten.

Auch wenn die Zehn Gebote auf dem Berg Sinai dem jüdischen Volk übergeben wurden, gelten sie heute als normative Lehrsätze der Menschenrechte, denn sie können eigentlich als universales Gesetz gelten, das das Zusammenleben zwischen den Menschen regelt.

Die Tafeln, die am Sinai übergeben wurden, sind zunächst in der Bundeslade und später im Tempel aufbewahrt worden. Die Zehn Gebote finden sich nicht nur als Gesetzestafeln in den Synagogen, sondern sie scheinen auch auf Judaika, zum Beispiel auf Thoraschilden, auf. Auch in den Kirchen sind sie sichtbar angebracht. Vor allem sollten sie uns als ethische Maßstäbe für unsere Handlungen und damit für das Zusammenleben dienen: So wäre eine friedliche Welt nicht mehr nur eine Utopie.

Jesus und Judas: Ein Zwischenruf



Amos Oz (1939–2018)

Wer war Jesus aus jüdischer Sicht? Der Schriftsteller und Friedensaktivist Amos Oz war von Jesus fasziniert, wie man in seinem „Zwischenruf“ nachlesen kann.

VON AMOS OZ

„Vor etwa neunzig Jahren hat mein Großonkel Joseph Klausner (1874-1958) zwei recht umstrittene Bücher zur Entstehung des Christentums verfasst. Das erste trug den Titel *Jesus von Nazareth*, das zweite *Von Jesus zu Paulus*. Joseph Klausner war der ältere Bruder meines Großvaters Alexander.

Klausner war russischer Jude, einer der Begründer des modernen Zionismus, ein Gelehrter, der in Heidelberg seine Dissertation geschrieben hat – bevor alles begann.

Beide Bücher waren äußerst umstritten und wurden aufs Heftigste angegriffen, von konservativen Juden ebenso wie von konservativen Christen. Die Juden warfen Joseph Klausner vor, dass er sich überhaupt wieder

mit Jesus befasste – nach all dem Bösen, das den Juden im Namen Jesu zugefügt worden war. Aber auch viele Christen waren aufgebracht. So aufgebracht, dass sie darauf bestanden, den anglikanischen Priester Herbert Danby (1889-1953) – den englischen Missionar, der Joseph Klausners Bücher ins Englische übersetzt hatte – zu entlassen; denn Klausner zeichnet den Erlöser als nonkonformistischen, rebellischen jüdischen Rabbi. Onkel Joseph aber lächelte unter seinem Schnurrbart und sagte sich: „Wenn Juden und Christen gleichermaßen unzufrieden sind, habe ich wahrscheinlich alles richtig gemacht.“

Nach Klausners Ansicht lebte Jesus von Nazareth als Jude und starb als Jude. Es kam ihm nicht im Traum in den Sinn, eine neue Religion begründen zu wollen.

Nein, er war Jude – ein aufrührerischer Jude, ein nonkonformistischer Jude, ein leidenschaftlicher Kritiker des jüdischen religiösen Establishments seiner Zeit.

Nach Klausner könnte man Jesus als „Reformjuden“ einordnen oder auch als „fundamentalistischen Juden“ – wenn der Begriff „fundamentalistisch“ heute nicht so negativ besetzt wäre. Doch in den Augen meines Großvaters wollte Jesus damals schlicht und einfach das Judentum von einigen hässlichen, abstoßenden Auswüchsen befreien, die nicht wirklich zu seinem Wesen gehörten und deshalb entfernt werden sollten.

Als kleiner Junge besuchte ich eine äußerst traditionelle orthodoxe jüdische Schule in Jerusalem. Wir wurden angewiesen, jedes Mal, wenn wir an einer Kirche vorübergingen, unsere Augen abzuwenden und in die entgegengesetzte Richtung zu schauen. Als Begründung hieß es: „Wir Juden haben seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden, wegen dieses Menschen gelitten.“ Orthodoxe Juden nennen Jesus häufig nicht bei seinem Namen, sondern bezeichnen ihn abfällig als „diesen Men-

schen“. Onkel Joseph aber sagte, das dürfe ich niemals tun: „Wann immer du eine Kirche oder ein Kreuz siehst, sieh ganz genau hin, denn Jesus war einer von uns, einer unserer großen Lehrer, einer unserer bedeutendsten Moralisten, einer unserer größten Visionäre.“ Ich war schockiert.

Genau genommen geriet ich geradezu in eine kleine kognitive Krise. Das, was sie mich in der Schule lehrten, stand in radikalem Widerspruch zu dem, was Onkel Joseph mir in unseren Gesprächen sagte. Wie konnte das sein? Ich fragte Onkel Joseph: „Jesus soll kein Christ sein? Aber hat er denn nicht das Christentum begründet?“ Und ich werde nie sein nachsichtiges Lächeln vergessen, wenn er mir mit einfachen Worten seine Auffassung erklärte: „Jesus wurde schließlich nicht von einem Priester in einer Kirche getauft, oder? Niemals, sein ganzes Leben nicht“, so Onkel Joseph, „ist er zur Beichte gegangen. Er hat sich nie bekreuzigt, nicht ein einziges Mal; es gab nie einen Grund dafür. Was für ein Christ soll er also gewesen sein? Außerdem hat er nie Weihnachten gefeiert – kann er da Christ gewesen sein?“

Viele, viele Jahre später schrieb meine Tochter Fania Oz-Salzberger – sie ist Professorin für Geschichte – gemeinsam mit mir ein kleines Buch mit dem Titel „Juden und Worte“. Dieses Buch stellt in gewisser Weise den Versuch dar, in die Fußstapfen von Professor Klausner zu treten: Es befasst sich wieder mit Jesus, um ihn in gewisser Weise zurückzuholen – nicht um ihn zum Judentum zu bekehren, das nicht – aber es stellt doch den Versuch dar, ihn mit hineinzunehmen in den fortwährenden Diskurs – oder besser in den nie endenden jüdischen Dissens.

Mit sechzehn Jahren lebte ich im Kibbuz Hulda – und war förmlich süchtig nach Büchern. Wie Sie vielleicht wissen, wird in den jüdischen Schulen in Israel und auch in anderen Ländern niemals, unter keinen Umständen, das Neue Testament in den

Unterrichtsstoff einbezogen. Ich finde das sehr bedauerlich.

Ich selbst stellte im Alter von sechzehn Jahren fest, dass ich, wenn ich das Neue Testament – oder doch wenigstens die Evangelien – nicht las, unter anderem nie imstande sein würde, die Kunst der Renaissance zu verstehen. Wahrscheinlich würde mir auch die Musik von Johann Sebastian Bach verschlossen bleiben, ebenso wie die Romane von Dostojewski. Aus diesem Grund ging ich abends oft in die Bibliothek und las die Evangelien. Die anderen Jungen spielten Basketball oder stellten den Mädchen nach. Ich war in beidem ein hoffnungsloser Fall – doch ich fand Trost bei Jesus. Ich las also die Evangelien – und verliebte mich in Jesus, in seine Vision, seine Zärtlichkeit, seinen herrlichen Humor,

seine Direktheit, in die Tatsache, dass seine Lehren so voller Überraschungen stecken und so voller Poesie sind. Ich war in keinem Punkt mit ihm einig, doch das ist nun einmal unser Wesen: Sie werden niemals zwei Juden finden, die sich in irgendeiner Sache einig sind. Ja, sie werden kaum jemand finden, der auch nur mit sich selbst im Reinen ist, denn wir sind nun einmal ein wenig schillernde, zwischen Kopf und Herz hin- und hergerissene Persönlichkeiten. So war ich also uneins mit Jesus, was seine Vision von der universalen Liebe betrifft, nach der alle Menschen sich untereinander lieben. Ich fand diese Vorstellung zu gut, um möglich zu sein. Und ich war uneins mit seiner Forderung, die andere Wange hinzuhalten. Kurz, es gab jede Menge Dissens zwischen uns, doch im

Großen und Ganzen verliebte ich mich in Jesus.

Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Patmos Verlages.



Amos Oz
Jesus und Judas
Patmos, 96 S.,
EUR 12,-

Ins Deutsche übersetzt von Susanne Naumann. Mit einem Nachwort von Rabbiner Walter Homolka. Nach einem Vortrag, gehalten am 25. Mai 2017 in Berlin

Die **nu**-Redaktion wünscht allen Leserinnen und Lesern sowie Förderern und Freunden **Chanukka Sameach!**



Das Leopold Museum

wünscht den jüdischen Gemeindemitgliedern in Österreich sowie allen FreundInnen und Bekannten ein schönes Chanukka-Fest!



CHANUKKA SAMEACH

חג חנוכה שמח

JBBZ
Jüdisches Berufliches Bildungszentrum

Strahlende Aussichten
mit den Lehrgängen am JBBZ

Angebot ab Februar

Deutsch lernen

Bürokaufmann/-frau oder Immobilien-Kaufmann/-frau werden

Kinder als Tagesmutter/-vater oder in der Kindergruppe betreuen

@jbbz.at

Mit finanzieller Unterstützung des

AMS
Arbeitsmarktservice
Wien

Jüdisches Berufliches Bildungszentrum

JETZT ANMELDEN

01/33106 500 | boi@jbbz.at

Die Religion als Kunst

© IMMANUEL GIELE/CC-BY-3.0



Aus gemeinsamen abrahamitischen Wurzeln sind Judentum, Christentum und Islam erwachsen. In Helga Lannocho's Skulptur „Orient und Okzident“ verweisen Davidstern, Kreuz und Halbmond darauf.

Judentum, Christentum und Islam ähneln sich besonders in einem Punkt: Sie weisen alle logische Widersprüche auf, die auf ihre Entstehung zurückgehen.

VON ERIC FREY

Die Ringparabel aus Gotthold Ephraim Lessings *Nathan der Weise* ist eine der bekanntesten Erzählungen der deutschen Klassik und steht mit ihrer Botschaft ganz im Geist der europäischen Aufklärung: Alle drei abrahamitischen Religionen sind in Gottes Augen gleichwertig, keine ist besser als die andere. Lessing wurde dazu von seinem Freund, dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn, inspiriert. Aber wie der deutsche

Judaist Christoph Schulte in seinem Buch *Von Moses bis Moses: Der jüdische Mendelssohn* darlegt, waren die drei Religionen für Mendelssohn nicht gleichwertig. Er blieb ein gläubiger Jude bis zum Ende seines Lebens und kritisierte vor allem die zentralen Glaubenslehren des Christentums als unplausibel und irrational: die Dreifaltigkeit, die Menschwerdung Gottes und auch die Tilgung der Sünden anderer Menschen durch Jesus' Tod am Kreuz.

Doch logische Widersprüche sind nicht auf das Christentum beschränkt. Auch das Judentum und der Islam bauen auf Vorstellungen und Lehren auf, die selbst gottgläubige Menschen mit vernünftigem Denken nicht nachvollziehen können und die vor allem in sich nicht stimmig sind. So gesehen kann man die *Ringparabel* auch anders auslegen: Keine der drei Religionen ist den anderen überlegen,

weil sie durchgehend gedankliche Schwachstellen aufweisen. Und diese gehen bereits auf ihre Entstehung zurück.

Stammesdenken

Beginnen wir mit meiner eigenen Religion, dem Judentum. Sie ist eine Stammesreligion, die einzig und allein *einem* Volk dient, aber gleichzeitig einen universalistischen Anspruch verfolgt. Adonai ist der Gott Israels und regiert gleichzeitig die Welt. Die Israeliten wollen nicht die Welt erobern, sondern nur den ihnen von Adonai versprochenen Landstrich. Was außerhalb von Erez Israel geschieht, ist für diesen allmächtigen Gott offenbar zweitrangig. Die einzige Befreiungsgeschichte, die ihn interessiert, ist der Exodus; die Leiden und Triumphe anderer Völker tun es nicht. Bis auf die ersten Abschnitte der Genesis spielen sie in der jüdischen Religion keine Rolle. Der Widerspruch zwischen Stammesdenken und universellem Anspruch zieht sich durch alle biblischen Texte, ebenso durch unzählige Gebete und Psalmen. Stets muss man sich dabei fragen: Wenn der Ewige so mächtig ist und seine Gesetze so gut, warum sind sie einem Volk vorbehalten und gelten nicht für die ganze Menschheit? Warum sind Juden nicht angehalten, diese Lehren in der ganzen Welt zu verbreiten? Der Verzicht auf die Mission Andersgläubiger hat das Judentum zu einer friedlicheren Religion gemacht als Christentum und Islam, gleichzeitig aber dem Vorwurf der Exklusivität und Überheblichkeit ausgesetzt. Das heißt seit Jahrtausenden – ohne jede Berechtigung – den Antijudaismus an.

Aber auch die universelle Perspektive ist ein zentraler Teil des jüdischen Glaubens, was auch den Beitrag von so vielen jüdischen Denkern, Forschern und Künstlern – Männern wie Frauen – zur allgemeinen Kultur erklärt. Diese beiden Stränge, das Stammes- und das Menschheitsprinzip, sind in der jüdischen Geschichte immer wieder aufeinandergestoßen – und tun das auch in der Gegenwart. Dieser Konflikt spal-

tet etwa die israelische Gesellschaft. Während aufgeklärte Israelis ihr Land als geistigen und moralischen Leuchtturm für die Welt sehen wollen, ist das Hauptziel der Nationalreligiösen die Besiedelung von einem Stück Land.

Diesen Widerspruch im Judentum hat das Christentum aufgelöst, allen voran der Apostel Paulus, der alle Menschen am Glauben an den jüdischen Gott teilhaben lassen wollte. Aber um dieses Ziel zu erreichen, ließ er nicht nur das strenge Gesetzeskorsett des Judentums fallen, sondern fand auch einen Weg, den fernen, unsichtbaren Gott den Menschen näherzubringen. Das geschah in der Gestalt von Jesus.

Widersprüche

Doch damit verstrickte sich die junge christliche Religion in eine ganze Reihe neuer Widersprüche. Denn wie kann eine Religion von sich behaupten, monotheistisch zu sein, und gleichzeitig einen Gottessohn bzw. die Dreifaltigkeit postulieren? Wie kann Gott in Gestalt von Jesus Mensch werden, warum sollte er das tun? War Jesus' Kreuzigung durch die Römer eine Tragödie oder für die Erlösung der Menschheit notwendig und daher wünschenswert? Über manche dieser ungeklärten Fragen und rational nicht nachvollziehbaren Glaubenslehren haben sich Christen 2000 Jahre lang gestritten, einander deshalb bekämpft und in Scharen umgebracht. Aber zumindest den Theologen haben die vielen Inkonsistenzen

des Christentums stets ausreichend Stoff geboten.

Der Islam hat diese Probleme nicht. Mohammed hat die einzige rein monotheistische Universalreligion geschaffen. Dafür hat er das Judentum für sich vereinnahmt, in einigen Punkten verschärft, in anderen gelockert, und vor allem den Glauben für die ganze Welt geöffnet. Allah ist an kein Volk gebunden; jeder Mensch kann, ja jeder Mensch soll Muslim werden.

Doch auch dabei sind neue Widersprüche entstanden. Denn der Religionsstifter Mohammed war nicht nur ein Prophet, sondern auch ein Politiker und Feldherr, der seinen Glauben mit dem Schwert verbreitet hat. Die von ihm geprägte Schrift, der Koran, ist daher voller politischer Botschaften aus dem 7. Jahrhundert. Und weil dies Gottes Wort ist und Mohammed eine viel zentralere Rolle im Islam spielt als etwa Moses im Judentum, fällt es Muslimen heute schwer, dieses politische Gerüst abzuwerfen und sich auf den reinen Glauben zu konzentrieren. Wer es tut, läuft Gefahr, von anderen Jüngern Mohammeds mit Gewalt an gewisse Lehren des Koran erinnert zu werden. Die mittelalterliche Entstehungsgeschichte steht einer modernen Religionsauffassung allzu oft im Weg.

Machtlosigkeit

Auch das ultraorthodoxe Judentum kennt dieses Problem. Aber in 2.000 Jahren Machtlosigkeit haben Juden

gelernt, Religion von Politik zu trennen. Erst die Gründung des Staates Israel hat diese alten Konfliktzonen wieder aufbrechen lassen.

Kann es nicht eine Religion geben, die einfach nur einen Gott kennt, ganz ohne widersprüchliches historisches Beiwerk? So attraktiv diese Vorstellung auch erscheinen mag, so wenig bietet sie den Suchenden Sinn. Denn der Glaube an eine höhere Macht ohne moralische Gebote und Traditionen ist für die meisten Menschen blutleer und unbefriedigend. Eine Religion benötigt eine Offenbarung, in der die genauen Inhalte des Glaubens von Gott vermittelt werden. Doch dafür braucht es auch einen Propheten, der diese Botschaft empfängt und weitergibt. Und schon landet man in jener Mischung aus Geschichte und Mythos, die die Vernunft auf eine harte Probe stellt.

Die rationalen Brüche im Kern aller drei monotheistischen Religionen lassen sich nur mit den irrationalen Seiten des Glaubens überbrücken – mit Ritualen, mit Spiritualität und mit Frömmigkeit. Das ist auch gut so. So sehr uns viele Rabbiner, Priester und Imame vom Gegenteil überzeugen wollen – Religionen lassen sich nicht mit Vernunft erklären. Sie zwingen uns, dem logischen Denken eine Pause zu gönnen und einer anderen Seite des menschlichen Geistes Raum zu geben. Sie gehören viel eher zum Bereich der Kunst als der Wissenschaft. Auch darin sind alle drei abrahamitischen Religionen gleich.

bmeia.gv.at

Frohes Chanukka!

Chanukka Sameach!



ENTGELTICHE EINSCHALTUNG

 Bundesministerium
Europäische und internationale
Angelegenheiten

Aus Anlass des Chanukka-Festes 5783 übermittelt das Bundesministerium für europäische und internationale Angelegenheiten die besten Wünsche. Möge das Fest der Kerzen und Lichter der Welt Glück und Zuversicht bringen. **Shalom aleichem!**

איך אומרים ?....

Prof. (FH) Mag. Julius Dem, MBA

Allgemein beeideter und gerichtlich zertifizierter
Dolmetscher für Hebräisch

יוליוס דם
מתורגמן מוסמך לשפה העברית

ÜBERSETZUNGEN - DOLMETSCHUNGEN
DOKUMENTE, VERTRÄGE, BEGLAUBIGUNGEN, ETC.
DEUTSCH - HEBRÄISCH / HEBRÄISCH - DEUTSCH

תרגומים
'תעודות, חוזים, אימותים, וכו'
גרמנית - עברית / עברית - גרמנית

Mobil: +43 699 11788119 טל':
E-Mail: julius@dem.co.at דוא"ל:
www.dem.co.at

Die Juden im Koran

© CCC-PUBLIC DOMAIN



Das Bild, dass der Koran von den Juden zeichnet, ist ein ambivalentes. Betrachtet man den jeweiligen Entstehungszeitraum der verschiedenen Passagen, so zeigt sich deutlich, dass sich das Verhältnis des Propheten zu den Juden mit seiner eigenen Rolle wandelte.

VON ABDEL-HAKIM OURGHI

Unzweifelhaft kommt der mekkanischen Verkündigung (610–622 n. d. Z.) der Macht des Wortes – in Form eines mit den Menschen geführten Dialogs – eine zentrale Rolle zu. Das dialogorientierte Wort galt nicht nur Gegnern unter mekkanischen Paganen, sondern auch Juden. Das kann man als Zeichen der Toleranz sehen, aber auch so interpretieren, dass sich der Prophet in der Defensive befand und sein Überleben sichern musste, bis er nach Medina emigrierte. Dort wurde aus dem Verkünder einer neuen Religion ein Staatsmann an der Spitze eines Gemeinwesens. Selbstverständ-

lich hatte der Prophet nun zwei Ziele vor den Augen: Erstens, dass arabische Paganen, Juden und Christen seine Berufung als Gesandter Gottes und Stifter einer neuen monotheistischen Religion anerkennen; und zweitens, dass sie sich zum Islam bekehren lassen. Als diese Erwartungen enttäuscht wurden, wandelte sich seine Haltung besonders gegenüber den Juden.

Bezeichnung der Juden

Der Koran macht zur Bezeichnung der Juden von vier verschiedenen Begriffen Gebrauch. Je nach historischem Kontext haben diese entweder positive oder negative Konnotationen. Der am häufigsten verwendete Terminus ist jener der „Leute der Schrift“ („*ahl al-kitāb*“), der nicht nur die Juden, sondern auch die Christen bezeichnet, die Zeitgenossen des Propheten in Mekka und Medina waren. Nur ein einziges Mal wird als Synonym dazu der Begriff „Leute der früheren Mahnung“ („*ahl a-ikr*“) verwendet.

Der zweite Begriff, der insgesamt 43 Mal sowohl im mekkanischen als auch im medinensischen Koran vorkommt, ist „Söhne“ bzw. „Kinder Israels“ („*banū isrāʾīl*“). Er bezeichnet die Nachkommen Israels in der biblischen Epoche und wird nur im Kontext der koranischen Prophetenerzählungen, wie

In einer der medinensischen Suren wird mit Nachdruck betont, Gott habe früher auch die Thora und das Evangelium als Rechtleitung für die Menschen herabgesandt. Jedoch sei der Koran die Rettung für alle Menschen.

etwa der Geschichte über Moses, verwendet. Drittens kommt der Terminus „die Juden“ („*al-yahūd*“) im gesamten Koran neun Mal vor. Hierbei handelt es sich um Juden der nachbiblischen Epochen und vor allem um diejenigen, die dem Propheten in Mekka und Medina selbst begegneten. Sie werden meistens pejorativ dargestellt.

Der vierte und letzte Terminus „die dem Judentum angehören“ („*al-ladīna hādū*“) kommt insgesamt zehn Mal im Koran vor. Die arabisch-muslimische Koranexegese ist sich nicht darüber einig, ob es sich dabei um Araber handelt, die zum Judentum konvertierten, oder allgemein um alle Juden, die das Judentum praktizieren. Auch über sie finden sich im Koran sowohl positive als auch negative Darstellungen.

Anerkennung der jüdischen Religion

Es gibt Passagen, in denen die Religion der Juden neben anderen Buchreligionen anerkannt wird. So heißt es an zwei Stellen im Koran wortgleich, denen, die an Gott und das Jenseits glaubten, stehe ein Lohn bei Gott zu und sie bräuchten wegen des Jüngsten Gerichts keine Furcht haben (Koran 2:62; 5:69). Beide Verse stammen bereits aus der späteren, medinensischen Periode, in der der Prophet als Nachbar in unmittelbarem Kontakt mit

Juden kam. Die positive Darstellung der Söhne Israels zeigt sich auch in der ersten in Medina offenbarten Sure, in der Gott sie erinnert, sie sollten seiner Gnade, die er ihnen erwiesen habe, gedenken und daran denken, dass Er sie unter anderen Menschen in aller Welt auserwählt habe. Es wird also selbst der Status der Juden als auserwähltes Volk Gottes im Koran anerkannt!

In dem Vers (Koran 3:113) wird betont, dass es unter den Leuten der Schrift eine Gemeinsamkeit gebe, die andächtig im Gebet stehe und die Verse Gottes verlese.

Dialog mit den Juden

Als Gemeinsamkeit zwischen allen monotheistischen Religionen wird der Glaube an den einen Gott betont; sowohl Juden und Christen als auch die Anhänger des Propheten werden aufgefordert, in einen Dialog miteinander einzutreten. Die Muslime sollten den Leuten der Schrift mitteilen, dass sie an ihre eigene, aber auch an die zu ihnen herabgesandte Offenbarung glaubten. Das mündet in die klare Aussage: „Unser und euer Gott ist einer.“

Und in Koran 3:64 werden die Leute der Schrift aufgefordert, anzuerkennen, dass Muslime wie auch sie selbst Gott allein dienen. In beiden Passagen wird die Betonung der Gemeinsamkeiten verknüpft mit der Aufforderung in einen Dialog miteinander zu treten. In einer der letzten in Mekka offenbarten Suren werden der Verkünder des Islam und die Mitglieder seiner Gemeinde explizit dazu aufgefordert, mit den Leuten der Schrift nie anders als auf eine möglichst gute Art und Weise Gespräche zu führen. Bemerkenswert ist hier die Verwendung des Imperativs, der den konstruktiven Dialog des Propheten mit Christen und Juden anordnet. Das Ziel der Verkünder war es, durch den Dialog sich erstens mehr Gehör für die koranischen Botschaften zu schaffen, und zweitens mehr Anhänger unter den Juden und Christen zu gewinnen.

Aufruf zur Bekehrung

Die Betonung der Gemeinsamkeiten dient letztlich dem Aufruf zur Bekehrung zur neu verkündeten Religion. Dazu gehört, dass im Koran wiederholt (insgesamt 18 Mal) betont wird, er sei eine Bestätigung dessen, was vorher

als Schrift offenbart wurde. In einer der mekkanischen Suren wird darauf hingewiesen, dass Gott dem Propheten den Koran eingegeben habe. Er sei die Wahrheit zur Bestätigung dessen, was an Offenbarungen vor ihm da war (Koran 35:31). Damit sind sowohl das Alte als auch das Neue Testament gemeint. In einer der medinensischen Suren wird mit Nachdruck betont, Gott habe früher auch die Thora und das Evangelium als Rechtleitung für die Menschen herabgesandt. Jedoch sei der Koran die Rettung für alle Menschen. In derselben Sure soll der Prophet den Juden mitteilen, dass er als Gesandter Gottes auch zu ihnen gekommen ist, um zu bestätigen, was von der Thora vor ihm da war. (Koran 3:50).

Die Sünden der Juden

Wo Juden – oder allgemeiner: Leute der Schrift – im Koran negativ dargestellt werden, speist sich dies offenbar vor allem aus der Tatsache, dass sie sich trotz aller Bemühungen des Propheten nicht zum neuen Glauben bekehren ließen. Zu den häufigsten Vorwürfen gehört, dass sie nicht an die Verse Gottes – also den Koran – glaubten. Als Folge dessen heißt es: „Gottes Fluch komme über die Ungläubigen.“ Die Juden werden für ungläubig erklärt, wenn sie sich nicht zum Islam bekehren. Immer wieder richtet der Koran an sie und alle Leute der Schrift das Wort und spart auch nicht mit Warnungen und Drohungen.

Den Juden werden aber auch viele andere Verstöße gegen Gottes Gebote zur Last gelegt, mal ganz allgemein (Koran 5:78-79), mal mit explizitem Bezug auf einige der Zehn Gebote (Koran 2: 83). Diese Verse sind Bestandteil einer langen Passage, in denen den Juden zahlreiche Verfehlungen gegenüber Gott und seinen Propheten, darunter Moses, zur Last gelegt werden.

Wiederholt wird ihnen vorgeworfen, sich Gottes Propheten widersetzt, ja sie sogar getötet zu haben (Koran 2:91; 3:21, 112; 5:70). Zu ihrem Sünden katalog gehört auch die Verhärtung der Herzen (Koran 2:74). So schafft der Koran eine Erzählung von der Verstocktheit der Juden, die zur Erklärung dafür herangezogen wird, warum sie den Koran nicht annehmen wollen: „Diejenigen, denen die Thora aufgeladen worden ist, und die sie daraufhin nicht tragen

konnten, sind einem Esel zu vergleichen, der Bücher trägt.“

Die Vorwürfe münden in Verfluchungen und Verwünschungen, in denen sich die abwertende Haltung gegenüber den Juden aufs Deutlichste ausdrückt. So werden etwa manche wegen Verletzung des Sabbats in Affen verwandelt. An anderer Stelle wird den Leuten der Schrift damit gedroht, dass Gott Leute „verflucht hat, und über die er zornig ist, und aus denen er Affen und Schweine und Götzendiener gemacht hat“.

Diese zum Teil heftigen Anfeindungen sind fast immer an konkrete Vorkommnisse gebunden und oft nur an einen Teil, nicht an die Juden generell gerichtet. Doch sie münden in allgemeine, pejorative Aussagen. So warnt der Koran den Propheten bereits in der ersten in Medina offenbarten Sure davor, Juden und Christen würden „nicht mir dir zufrieden sein, solange du nicht ihrem Bekenntnis folgst“ (Koran 2:120). An anderer Stelle wird zwischen Juden und Christen differenziert, wobei Juden (neben Heiden) die feindseligste Haltung gegenüber dem Glauben zugeschrieben wird. In der ersten Sure wird darum gebetet, dass Gott die Muslime nicht auf den Weg derer leite, „die dem Zorn verfallen sind und irgehen“.

Unter muslimischen Gelehrten herrscht der Konsens, dass diejenigen, die dem Zorn Gottes verfallen sind, die Juden seien, und die Irgehenden die Christen. Die Auseinandersetzungen des Propheten mit den Juden im Medina hatte ab 624 ein blutiges Nachspiel. Sie wurden enteignet, vertrieben, einige ihrer Kinder und Frauen versklavt und zahlreiche Männer enthauptet. Und diese Gewalt des Propheten und seine heiligen Krieger gegenüber den Juden wird sogar anhand des Koran legitimiert.

Das nicht verschwindende Phänomen



Francesco Hayez malte „Die Zerstörung des Tempels von Jerusalem“ (Öl auf Leinwand) im Jahr 1867. Sinkt gegenwärtig die Bereitschaft, gegen antijüdische Hetze vorzugehen?

Es reicht nicht, den Antisemitismus nur zu beklagen oder zu verurteilen.

VON THEODOR MUCH

Unter dem Begriff „Antisemitismus“ werden feindliche Einstellung gegenüber Juden und Jüdinnen als Personen oder dem Judentum als Konfession definiert. Es handelt sich, wie der deutsche Soziologe und Politikwissenschaftler Armin Pfahl-Traughber schreibt, „um eine Feindschaft gegen Juden, weil sie Juden sind“. Erfunden hat den Begriff der Schriftsteller und Journalist Wilhelm Marr, der 1879 die erste antisemitische Vereinigung des

deutschen Kaiserreichs schuf, die „Antisemitenliga“.

Nach Umfrageergebnissen der vergangenen Jahre ist „nur“ noch bei einem harten Kern von zehn bis fünfzehn Prozent der Österreicher und Deutschen Judenhass deutlich ausgeprägt, bezeichnenderweise besonders in Gebieten, wo keine Juden leben oder je gelebt haben. Es handelt sich um Antisemitismus ohne Juden. Antijüdische Vorurteile hingegen finden sich bei rund 75 Prozent der Befragten. Das bedeutet aber auch, dass nicht jeder Mensch, der bestimmte antijüdische Vorurteile hegt, automatisch als Antisemit bezeichnet werden kann, weil Vorurteile nicht zwangsläufig zu feindlichen Gefühlen führen müssen.

Bei den typischen antijüdischen Vorurteilen muss zwischen vielfältigen negativen und positiven Klischees unterschieden werden, die ebenfalls keineswegs als harmlos angesehen werden können. Denn wenn jemand beispielsweise meint, dass Juden „tüchtiger“, „schlauer“ oder „intelligenter“ als Nichtjuden seien (hier spricht man vom Philosemitismus), heißt das wiederum nichts anderes, als dass sie eben doch von Natur aus anders sind – eine nicht ungefährliche, weil biologisch gefärbte Schlussfolgerung.

Bösartige Klischees

Antijudaismus – die korrekte Bezeichnung des Phänomens der Ablehnung des Judentums aufgrund religi-

öser Vorurteile – hat in christlichen Ländern eine fast zweitausendjährige Tradition. Selbst wenn Religion heute nicht mehr eine so dominierende Rolle spielt wie in vergangenen Zeiten, ist dennoch unbestreitbar, dass schon seit Jahrhunderten junge Menschen mit den massiven antijüdischen Beschuldigungen und böartigen Klischees sowohl im Neuen Testament als auch im Koran aufwuchsen.

Typische derartige Antijudaismen sind u. a. „geldgierige Gesellen“ (Mk 12,32–37), „Gottes- und Prophetenmörder“ und „Feinde aller Menschen“ (1. Thes 2,14ff), „Kinder des Teufels“ (Joh 8, 37–44), „Diebe und Heuchler“ (Röm 2,22–37), „Schlangenbrut“ (Lk 3,7), „Affen und Schweine“ (Koran 2,65), „die schlimmsten Feinde aller Gläubigen“ (Koran 5,82), „Prophetenmörder“ (Koran 5,70), „von Allah verflucht“ (Koran 4,46 / 5,13 / 5,46 / 9,13). Der muslimische Antisemitismus ist nicht, wie immer wieder fälschlich behauptet wird, ein Phänomen des 20. und 21. Jahrhunderts als Folge des Nahostkonflikts. Das beweisen die unzähligen antijüdischen Pogrome in der gesamten islamischen Welt, wie etwa in Medina (627 n. d. Z.), Granada (1066 n. d. Z.), Fez (1033, 1276, 1465 n. d. Z.), Jerusalem (1232, 1920 n. d. Z. oder Hebron (1517, 1834, 1929 n. d. Z.).

Ein übler Judenhasser war der Hitlerfreund Amin al-Husseini, Großmufti von Jerusalem. Er war 1920 der Anführer eines antijüdischen Pogroms in der Altstadt von Jerusalem und während des Zweiten Weltkriegs Mitorganisator der Ermordung von 80.000 Juden am Balkan. Trotzdem kann festgestellt werden, dass Judenverfolgungen im islamischen Raum nie das schreckliche Ausmaß antijüdischer Verbrechen in Europa erreichten.

Aufforderung zur Nächstenliebe

Doch das Christentum des 20. und 21. Jahrhunderts hat längst einen Neuanfang gesetzt und sein Verhältnis zum Judentum großteils neu definiert. Schon im August 1948 haben bei der Gründung des Weltkirchenrates in Amsterdam 146 Kirchen den Antisemitismus als Sünde gegen Gott und die Menschen verurteilt, und mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–1965) kam es zu einer Kehrtwende der katholischen Kirche in Bezug auf

sämtliche Formen des Judenhasses. Sowohl die katholische als auch die evangelische Kirche (mit Ausnahme einiger Untergruppierungen innerhalb der Kirchen) vertreten heute die Lehre, dass es keine Kollektivschuld der Juden geben kann für das, was vor 2000 Jahren mit Jesus geschah; dass die Juden nicht von Gott verstoßen wurden; und dass der alte Bund von Gott nie aufgekündigt wurde. Sie bekräftigen, dass Jesus, Maria und alle Apostel Juden waren, dass die Aufforderung zur Nächstenliebe ein Eckpfeiler der hebräischen Bibel (auch „Altes Testament“ genannt) ist und es zwischen Judentum und Christentum eine Art Mutter-Tochter- beziehungsweise Geschwisterbeziehung („älterer und jüngerer Bruder“) gibt.

Das Umdenken der Kirchen in Bezug auf das Judentum und der intensive christlich-jüdische Dialog haben sicherlich sehr viel Positives bewirkt, doch solange viele Menschen immer noch in den alten Denkschemata verharren und antijüdische Vorurteile hegen, wie der längst noch nicht gänzlich überwundene „Anderl-Kult“ in Tirol beweist, bleibt für alle Gutwilligen noch viel zu tun.

Neben dem bereits besprochenen religiösen Antijudaismus gibt es aber noch andere Formen der Judenablehnung. Bekannt sind: der soziale und wirtschaftliche Antisemitismus, der politische Antisemitismus und – seit einigen Jahrzehnten – der antizionistische Antisemitismus.

Einzelmerkmale dieser neuartigen Variante des Antisemitismus, bei der man die „bösen Zionisten“ beschimpft und in Wirklichkeit „die Juden“ meint, sind: Ablehnung des Existenzrechts des jüdischen Staates; Verneinung des Anspruchs von Juden auf nationale Selbstbestimmung; Vergleiche von Israel mit Nazideutschland; die einseitige, meist schrille Verdammung Israels wegen wirklicher oder vermeintlicher Menschenrechtsverletzungen, ohne sich jemals um entsetzliche Menschenrechtsverletzungen in anderen Weltgegenden durch Staaten wie China, Iran, Russland oder die Türkei zu kümmern; Negierung des Holocausts; Projektion der Politik Israels auf das Verhalten aller Juden der Welt; und das Gutheißen von Anschlägen gegen unschuldige

Personen jüdischer Abstammung in und außerhalb von Israel. Diese Art des offenen und latenten Antisemitismus ist besonders bei Rechts- und Linksextremisten zu finden, aber auch im Rahmen des weltweit agierenden fundamentalistischen Islams. Freilich darf eine ausgewogene, ja selbst eine scharfe Kritik an der israelischen Regierungspolitik nicht automatisch mit Antisemitismus gleichgesetzt werden. Eine fundierte, faire und konstruktive Kritik ist immer legitim.

Bis vor einigen Jahren hielten sich Antisemiten mit offen geäußerten Verleumdungen weitgehend zurück. Doch nach und nach ändert sich das Bild. Offener und versteckter Antisemitismus wird gesellschaftlich und politisch immer mehr toleriert. Die Bereitschaft der Bürger, der Justiz und der Politik, gegen antijüdische Hetzer vorzugehen, nimmt ab.

Vorsichtig formuliert

Aber woran genau erkennt man denn einen Antisemiten? Hier kann unterschieden werden zwischen Personen, die ihre Judenfeindschaft offen artikulieren, also Juden und das Judentum öffentlich oder auch im kleinen Kreis herabsetzen und solchen Menschen, die zwar vorsichtiger formulieren, aber eigentlich Gleiches sagen wollen.

Sie sprechen gerne von den „Mächten der Ostküste“ oder versuchen, Juden als „übermäßig einflussreiche und heimatlose Gesellen“ darzustellen. Gleiches gilt für den Umgang mit kriminell gewordenen Personen wie etwa dem Finanzbetrüger Bernard Madoff. Sobald es sich um Juden handelt, wird ihre Religion betont.

Der Antijudaismus/Antisemitismus ist ein schwer zu behebendes und irritierendes Uraltphänomen, das nur durch konsequente Erziehung der Jugend, Aufklärung weiter Bevölkerungskreise, interkonfessionellen Dialog sowie gesellschaftliche bzw. politische Ächtung der Hetzer aus der Welt geschafft werden kann. Es erscheint daher dringend notwendig, in erster Linie die vielen Vorurteile gegen Jüdinnen und Juden gezielt zu bekämpfen. Denn es reicht nicht, den Antisemitismus nur zu beklagen oder zu verurteilen.

Fluchtsignale

Der Bahá'í-Glaube entstand im späten 19. Jahrhundert im Iran. Doch seit der Machtübernahme der Ayatollahs gehören die Bahá'í, ebenso wie Juden, Christen und Zoroastrier, zu einer verfolgten Minderheit. Splitter einer iranischen Familiengeschichte.

VON DOMINIK KAMALZADEH

Ein Dialog aus der Ferne. „Mein Vater sagte: ‚Geh und komme nie zurück! Solange die Ayatollahs an der Macht sind, hast du hier keinen Platz. Nimm deine Familie und komme nie zurück.‘“ So lapidar erzählt mir das mein Onkel Khosrow. Er ist gerade auf Kreuzfahrt im Mittelmeer, über die griechischen Inseln, nächster Stopp Istanbul. Das richtige oder das falsche Setting, um über Flucht zu sprechen? Ich frage: „Hast du ihn wiedergesehen?“ – „Nein, ich habe ihn nie wiedergesehen. Er sagte: ‚Selbst wenn ich sterbe, komm nie hierher zurück.‘“ „Und deine Mutter?“, wieder ich. – „Ja, ihr wollte man zuerst keinen Pass geben, nach einigen Jahren ist es uns aber gelungen, sie in die USA zu bringen. Sie ist dann in Phoenix gestorben.“

Das Merkwürdige an solchen bezeugten Erinnerungen: Ich kann sie verstehen, wenn ich den Fakten folge, weil sie sich wie die Erinnerungen vieler Vertriebener anfühlen. Aber kann ich verstehen, was sie bedeuten? Wie fühlt es sich an, wenn man die Entscheidung trifft, sein Land und seine Eltern zu verlassen, vielleicht für immer? Schaut man in einen Spiegel und sagt sich, jetzt reicht's? Mir fällt ein Moment im Interview mit William T. Vollmann ein. Es ging um seinen Roman *Europe Central*, um Menschen, die den Mut besaßen, die Front zu wechseln, unter Lebensgefahr. Das konnte ich damals auch nicht „verstehen“. Vollmann erwiderte auf meine Fragen mit einer Gegenfrage: „What

would you do?“ Es genügt vielleicht, sich diese Frage zu stellen.

Mein Onkel ist das Familienoberhaupt, sage ich gerne, natürlich im informellen Sinne. Gütig, freundlich, selbstlos... Ich kenne niemanden, der ihm moralisch das Wasser reichen kann. 1979, im Jahr der Islamischen Revolution, arbeitete er als Arzt in Abadan im Südwesten des Iran. Fünfzig Kilometer vom Persischen Golf entfernt, der Irak in Gehweite, ist die Stadt ein industrielles Zentrum. Hier

steht eine der größten Ölraffinerien der Welt. Alle in Abadan hätten damals dort gearbeitet, erzählt Khosrow. Nach der Revolution habe man dann aber damit begonnen, die Andersgläubigen auszusortieren. Als Bahá'í stand er auf der Liste.

Dann begann der Krieg gegen den Irak, und man brauchte ihn an der Front. Khosrow erhielt Bewährungszeit, die Untersuchung wurde gestoppt. Sein Haus wurde bombardiert, die Hälfte davon zerstört. „Das war das



© PRIVAT

Links der Vater des Autors, der für sein Medizinstudium nach Wien kam. Im Süden Europas glaubte er manchmal, seine einstige Heimat wie eine Fata Morgana wiederzusehen. Die Aufnahme stammt vermutlich aus den frühen 1960er Jahren.

Signal. Ich habe den Glauben an eine Zukunft für meine Kinder verloren und mich entschieden, das Land zu verlassen.“ Er verwendet das Wort „proaktiv“: vorausschauend.

Wie kleine Räder

„What would you do?“ Ein Interview mit dem Schriftsteller Navid Kermani, es ist September 2022, der Anlass sind die Proteste im Iran. Kermani spricht vom Mut einer neuen Generation, von den Frauen und der Jugend, den beiden inhaftierten Filmregisseuren Jafar Panahi und Mohammad Rasulof, und er erwähnt die Bahá'í-Gemeinde, von der viele trotz Verfolgung und Diskriminierung im Iran geblieben seien.

Ich frage Khosrow, wie man unter den Bahá'í die verwirrende Lage nach der Revolution eingeschätzt. Gab es klare Botschaften? Handlungsanweisungen? Das Zentrum der Bahá'í, das Universale Haus der Gerechtigkeit, steht in Haifa in Israel. „Von dort kamen schon damals die Direktiven“, sagt er. „Sie haben damals alle Bahá'í ermutigt zu bleiben. Sie haben nicht davon abgeraten zu gehen, aber sie wollten natürlich, dass es auch im Iran weiterhin Bahá'í gibt.“

Die Unterdrückungsmechanismen nach 1979 muss man sich wie kleine Räder vorstellen, die immer größere Maschinerien in Gang setzten. Alle, die an öffentlichen Stellen arbeiteten, verloren ihre Jobs, erzählt Khosrow. Arbeitslosenzahlungen wurden natürlich keine gewährt. Wem es möglich war, der wich in die Privatwirtschaft aus, doch auch dort stieg der Druck der Regierung, Bahá'í und andere Angehörige von Minderheiten, Jüdinnen und Juden, Christen und Zoroastrier loszuwerden. Betroffen war auch meine Tante Manijeh, die Schwester meines Vaters, die die Wirtschaftsbibliothek in Teheran leitete. Sie harrte ein wenig länger im postrevolutionären Iran aus, weil ihr Mann Sadegh Muslim war. Aber auch das half nicht.

Der Angriff auf die Bahá'í-Gemeinde habe viele Formen angenommen, schreibt der Historiker Firuz Kazemzadeh in einer Publikation der New School for Social Research. Mit Grausamkeit sei man gegen die Spitze vorgegangen: 200 prominente Personen der National Spiritual Assembly wurden in den ersten Jahren

nach dem Umsturz ermordet oder verschwanden spurlos. „Danach begannen sie, den Ring immer enger zu ziehen“, erzählt Khosrow. Geschäfte wurden zerstört, den Kindern der Bahá'í untersagte man, Universitäten zu besuchen. „Man musste seinen Glauben verleugnen.“ Das sei bis heute nicht anders.

Besser verstehen wollen

Für mich blieb der Iran lange ein schlecht auflösendes Nachrichtenbild im Fernsehen, vor dem mein Vater Kiumars saß und langsam den Kopf schüttelte, die Zunge am Gaumen schnalzend. 40 Sekunden, manchmal zwei Minuten lang durfte niemand etwas sagen. Anders als der Rest der Familie war er schon in den 1960er Jahren nach Wien gekommen, um Medizin zu studieren. Im Süden Europas, ob in Italien oder Griechenland, glaubte er manchmal, seine einstige Heimat wie eine Fata Morgana wiederzusehen. Der Iran war überall, wo es heiß und schön war. Die Erinnerung an einen Ort, an dem man sogar mit John Wayne, Monty Clift oder Randolph Scott aufwachsen konnte. Die Liebe zum Kino, habe ich spät erkannt, erreichte mich auch über ihn.

Khosrow hat in den USA nie aufgehört, die Lage im Iran zu verfolgen. „Die meisten, die in den letzten Wochen auf den Straßen umgebracht wurden, waren nicht älter als 21 oder 22 Jahre.

Manche waren auch nur 16. Es ist eine junge Generation, die dieses Regime nicht mehr erträgt. Ich bewundere sie sehr.“ Obwohl er überzeugt ist, dass die Courage eine neue Qualität erreicht hat („Es fühlt sich anders an“), ist sein Optimismus nicht sehr groß. Die Frauen, sage ich zu ihm, würden doch durch eine neue internationale „awareness“ gestärkt, das werde nicht so schnell verschwinden. „Ich fürchte, die internationale Politik spielt immer noch die zentrale Rolle“, antwortet er. „Ich kenne das alles schon zu lange. Wenn ich US-Präsident wäre, würde ich mich mit dem iranischen Präsidenten nicht einmal treffen. Sie hatten in der UNO Lunch, und das nennen sie dann Protest.“

Vielleicht sollte ich mit jemand anderem reden, sagt Khosrow am Ende. Mit jemandem, der gefoltert, eingesperrt wurde. Nein, sage ich, es gehe um keine besonders haarsträubende Geschichte. Ich wollte nur etwas besser verstehen, wie man eine schwierige Entscheidung trifft. Seine Antwort ist kurz: „That's life.“ Nur wenn er von der Gegenwart redet, steigt seine Erregung spürbar. What would you do?



Familienfoto aus den frühen 1970er Jahren, ganz links der junge Khosrow. „Ich kenne das alles schon viel zu lange“, sagt er heute.

„Die Bahá'í sind in Israel willkommen“

© DANIELLE SPERA



Bahá'í Gärten in Haifa.

Israel ist nicht nur für drei Weltreligionen das Heilige Land. Auch die Bahá'í-Religion hat eine besondere Beziehung zu Israel. Anja Spengler ist Medienvertreterin der mehr als 1300 Mitglieder zählenden österreichischen Gemeinde.

VON THERESA ABSOLON

Bahá'u'lláh (1817–1892), der Stifter der Bahá'í-Religion, wurde Mitte des 19. Jahrhunderts durch die persische Regierung ins Exil geschickt, zunächst nach Bagdad, danach nach Istanbul und Edirne. 1868 wurde er auf Befehl der osmanischen Behörden über Gallipoli nach Ägypten transportiert und von Alexandria schließlich nach Akko gebracht, einer von Mauern umgebenen Gefängnisstadt für politische Gefangene in der osmanischen Provinz Syria. Die letzten Jahre vor seinem Tod lebte Bahá'u'lláh, umgeben von wenigen Mitgliedern seiner Familie, im Landhaus Bahji in der Nähe von Akko, der heute drittgrößten Stadt Israels. Hier wurde er auch beigesetzt, der Schrein Bahá'u'lláhs in Bahji ist für Bahá'í der heiligste Ort und Teil ihres

spirituellen Erbes. Die Bahá'í wenden sich jeden Tag im Gebet diesem Ort zu. „Die Praxis der Pilgerfahrt in das Gebiet von Haifa-Akko hat sich fortgesetzt“, sagt Anja Spengler, Medienvertreterin der Bahá'í in Wien: „Heute beten und meditieren die Bahá'í-Pilger am Schrein von Bahá'u'lláh und am Schrein des Báb in Haifa sowie in den Gärten, die sie umgeben.“

NU: Obwohl die heiligste Stätte der Bahá'í in Israel liegt, ist die dortige Gemeinde dennoch eher klein. Warum?

Anja Spengler: Die Praxis, den Glauben in Israel nicht aktiv zu lehren, geht auf Bahá'u'lláh selbst zurück. Schon zu seinen Lebzeiten wies er die Gläubigen an, seine Lehren in dieser Region nicht zu verbreiten. Im Einklang mit dieser Praxis verbreiten die Bahá'í den Glauben in diesem Land nicht, daher gibt es keine lokale Bahá'í-Gemeinde in Israel.

Besonders in Haifa ist die Religion unter anderem wegen der Bahá'í-Gärten präsent. Wie ist das Verhältnis zwischen Bahá'í und der Bevölkerung in Israel?

Soweit wir als Bahá'í-Gemeinde in Österreich unterrichtet sind, ist das Verhältnis zur Bevölkerung in Israel sehr gut. Abgesehen von der Bedeutung der Bahá'í-Gärten in Haifa als Touristenattraktion hatte ich bei meinen eigenen Aufenthalten den Eindruck, dass sich Menschen aus der Bevölkerung grundsätzlich freuen, mit Bahá'í-Pilgern ins Gespräch zu kommen.

Wie steht der Iran dazu, dass die heiligen Stätten der Bahá'í in Israel liegen?

Im Iran sind Bahá'í extremen Diskriminierungen und Schikanen ausgesetzt. Iranische Bahá'í werden grundlos festgenommen. Seit mehr als 75 Jahren wird als Vorwand für die Verfolgung die Lage der heiligen Stätten der Bahá'í in Akko vorgeschoben, der Vorwurf lautet „Spionage für Israel“.

Seit den Anfängen haben die Gegner des Bahá'í-Glaubens im Iran die neue Religion als eine politische Sekte dargestellt, die von imperialistischen Regierungen geschaffen wurde, um den Islam zu schwächen. Die Bahá'í wurden beschuldigt, Werkzeug des russischen Imperialismus, des britischen Kolonialismus, des amerikanischen Expansionismus und in jüngster Zeit des Zionismus zu sein. Wie konstruiert diese Vorwürfe letztendlich sind, zeigt sich daran, dass all diese Vorwürfe fallen gelassen werden, sobald die Bahá'í ihrem Glauben abschwören.

Wie ist das Verhältnis zwischen Bahá'í und dem Judentum?

Die Bahá'í haben sich dem Grundsatz verschrieben, dass das geistige Leben eine grenzenlose, jedermann gleichermaßen zugängliche Wirklichkeit ist, und dass es eine praktische Bedeutung jener umfassenden Wahrheit gibt, welche auch den interreligiösen Dialog entstehen ließ: Dass es nur einen Gott gibt, und dass, jenseits aller Unterschiede in kultureller Ausprägung und menschlicher Interpretation, auch die Religion nur eine ist.

Die Bahá'í betrachten das Judentum als eine Offenbarung derselben letzten Wirklichkeit. In den Schriften drückt für mich diese Passage die mystische Einheit der Religionen sehr gut aus: „Fürwahr, Wir sprachen mit Gottes Erlaubnis aus dem brennenden Busch am Sinai mit Moses und offenbarten einen unendlich feinen Schimmer Deines Lichts über dem mystischen Berge und seinen Bewohnern.“

Im Geist der Einheit wird auch in den weltweiten Häusern der Andacht aus allen Heiligen Schriften gelesen – auch aus den jüdischen Schriften.

Die Langversion des Interviews können Sie auf www.nunu.at lesen.

Eine Geschichte und tausend Quellen

© SAMMY SIX/CC BY 2.0



Der Qasr al-Farid ist eine der berühmtesten Ruinen in Mada'in Salih. Hier, vor dem „Einsamen Palast“, erforscht Daniel Gerlach das rätselhafte Schicksal der Thamud.

Der Orientalist und Autor Daniel Gerlach hat eine persönliche Entdeckungsreise durch den Nahen Osten unternommen. Eine spannende Suche nach dem gemeinsamen Erbe der Religionen und Kulturen.

VON MICHAEL PEKLER

Als der Reisende nach der langen Fahrt mithilfe von Google Maps endlich Chaibar erreicht, ist er enttäuscht. Unzählige Geschichten sind über die legendäre, überwiegend von Jüdinnen und Juden besiedelte Oasenstadt in Saudi-Arabien überliefert. Heute führt, durch die steinige Wüste und vorbei an verfallenen Lehmhäusern, nur noch eine schlechte Straße in jene historische Ortschaft, „deren berühmter Name in keinem wirklichen Verhältnis zu ihrer heutigen Bedeutung steht“.

In der Zeit Mohammeds war Chaibar hingegen eine prächtige Stadt, reich geworden durch den Karawanenhandel mit Früchten, vor allem den berühmten Datteln. Die Festungen gehörten zum Teil den jüdischen Banu

Nadir von Medina, die der Prophet im Jahr 625 von dort vertrieben hatte. Als er im Frühjahr 628 vor Chaibar aufmarschierte, ließ er gleich einmal die Dattelpalmen fallen.

„Chaibar war nicht die erste Konfrontation Mohammeds und seiner Gefolgschaft mit den Juden der Arabischen Halbinsel“, schreibt Daniel Gerlach, der den symbolträchtigen Ort für *Die letzten Geheimnisse des Orients* besucht hat. „Es war vielmehr das Ende eines tragischen Kapitels, welches in der Rückschau auf 1400 Jahre europäischer und nahöstlicher Geschichte besonders kontrovers betrachtet wird.“

Nun ist jede Rückschau bekanntlich eine Frage der Perspektive. Unter

welchem Aspekt betrachtet man die Verbindungen zwischen den großen monotheistischen Weltreligionen Judentum, Christentum und Islam? Will man auf die Unterschiede hinweisen oder die Gemeinsamkeiten erkennen? Und welche Rolle spielen, möchte man bei der historischen Wahrheit bleiben, die unzähligen Mythen und Legenden, die von dieser möglicherweise nicht mehr zu unterscheiden sind?

Daniel Gerlach hat zur Beantwortung dieser Fragen das literarische Genre des Reiseromans gewählt. Der Historiker, Orientalist und Nahost-Experte hat sich auf die Spurensuche rund um das östliche Mittelmeer begeben, mit Abstechern nach Saudi-Arabien und in den Irak. Schlägt man das Buch auf, kann man sofort auf einer Karte die Route anhand einer rot gepunkteten Linie verfolgen, die achtzehn klingende Namen miteinander verbindet, darunter Tataouine, Philae, Chaibar, Petra, Babylon und Ephesus. Und dazwischen natürlich Kairo, Jerusalem und Istanbul. Und an jedem Ort, über den Daniel Gerlach schreibt und in dessen Geschichte er eintaucht, möchte man sofort gewesen sein.

Das liegt vor allem an der Kunst des Erzählens, mit der Gerlach diese kulturhistorisch bedeutenden Städte und Stätten beschreibt, von denen – wie etwa im Fall von Babylon – in der Gegenwart oft nicht mehr übrig ist als Legenden. Und deren Geschichten mit jedem weiteren Schauplatz zu einer einzigen großen, gemeinsamen Erzählung werden: Würde man auf einer Landkarte jeden Ort mit einer Stecknadel versehen und mit einem Faden verbinden, man hätte ein dichtes Netz aus Legenden und Mythen über Gläubige und Götter geknüpft.

Verbindungslinien

Und so tun sich im Laufe der Lektüre auch Verbindungslinien zwischen den Menschen auf, denen Gerlach auf seiner Reise begegnet: Vom Steuerfachgehilfen, der ihm in Tunesien die Grabmäler der Siebenschläfer-Moschee zeigt, führt der Weg zur Ägyptologin, die ihn in das Heiligtum von Philae begleitet und die als Wissenschaftlerin dennoch Touristensouvenirs kauft, weil „in Ägypten fast jeder ums Überleben kämpft“. In Sulaimaniyya, der kurdischen Millionenstadt

und Hauptstadt der gleichnamigen irakischen Provinz, versucht der reisende Autor mit einer Mischung aus Türkisch, Arabisch, Kurdisch und Persisch mit einem Mann ins Gespräch zu kommen, um von ihm schließlich zu erfahren, dass der zoroastrische Glaube „der beste und älteste“ sei. Während die Kinderschar im arabischsprachigen Harran an der türkischen Grenze zu Syrien wiederum stolz ihr Kulturerbe präsentiert: Hier stand der Tempel des Mondgottes Sin und soll sich die Familie des Terach niedergelassen haben. Von hier soll dessen Sohn Abraham nach Kanaan aufgebrochen sein.

Fundamentalisten und Pragmatiker

Tatsächlich liest sich jedes Kapitel wie ein Abenteuerbericht, in dem sich Geschichte und Gegenwart, Land und Leute langsam zu einem Gesamtbild formen. Denn die Fundamentalisten und Pragmatiker, die Monarchen und Propheten, die Dogmatiker und Häretiker – überall haben sie ihre bis heute sichtbaren Spuren hinterlassen, die nicht nur den religiösen Alltag der Menschen bestimmen. Doch *Die letzten Geheimnisse des Orients* ist, wie Daniel Gerlach im letzten Kapitel schreibt, weder ein Buch, das „die orientalischen Ursprünge der europäischen Kulturgeschichte enzyklopädisch abbilden“ soll, noch ein „Ranking der bedeutendsten Schauplätze“.

Der Islamwissenschaftler und Herausgeber des unabhängigen Nahost-Magazins *zenith* hat für seine Reise persönliche „Sehnsuchtsorte“ ausgewählt – ausgenommen Damaskus, Palmyra und Aleppo, die aufgrund des Syrien-Krieges unerreichbar waren. Ein Auswahlverfahren, das sich bei der Lektüre als großer Vorzug erweist, denn bei allem historisch-wissenschaftlichen Kenntnisreichtum sind es immer wieder die persönlichen Beobachtungen und leicht ironischen, aber nie selbstgefälligen Formulierungen, die diesem Buch eine Leichtigkeit verleihen.

„Christliche und jüdische Autoren in der Welt des Mittelmeers waren sich nicht in vielem einig“, heißt es etwa im Kapitel über eine der bedeutendsten Städte des Altertums, „ihr Ekel gegen Babylon scheint jedoch einhellig gewesen zu sein.“ Im Zweistromland

stellt sich für Gerlach sogar die Frage, ob sich das Judentum – nach der Zerstörung des Tempels in Jerusalem und der Verschleppung durch Nebukadnezar – nicht im babylonischen Exil neu erfunden und jene Gestalt angenommen habe, die es bis heute prägt: „Der obdachlose Jahwe hatte folglich keine andere Wahl, als seinen Anhängern zu folgen und in den Himmel aufzusteigen. Denn einem Gott ohne Menschen, die an ihn glauben, dürfte es psychisch noch schlechter gehen als einem Künstler ohne Publikum.“ Und dass es seit der Vertreibung der Juden aus Palästina bis zu Gründung Israels im Jahr 1948 nie wieder einen jüdischen Staat gegeben habe, wird zwar oft, aber fälschlicherweise behauptet: Auch über das jüdische Königreich Himyar auf der Arabischen Halbinsel weiß Gerlach einiges zu erzählen.

Die letzten Geheimnisse des Orients endet mit einem Besuch in der Philoxenos-Zisterne in Istanbul. „Ich kenne kein besseres Bild als dieses, um auch das Verhältnis der Religionen zu beschreiben“, so Gerlach, der an Freuds Bild von der Stadt als Spiegelbild der menschlichen Psyche denken muss. Und es ist tatsächlich ein schönes Ende für ein Buch, das davon erzählt, wie das Alte im Untergrund bestehen bleibt, nicht verschwindet, sondern sich in etwas Neuem fortsetzt. Wie es die Gemeinsamkeiten und Konflikte der Religionen bestimmt, die auf dieselben Geschichten aus tausenden Quellen zurückgreifen.



Daniel Gerlach
Die letzten Geheimnisse des Orients
Meine Entdeckungsreise zu den Wurzeln unserer Kultur
C. Bertelsmann
368 S., EUR 24,70

Auf dem Weg ins Jenseits

© DIETMAR RABICH/WIKIMEDIA COMMONS/CC-BY-SA 4.0



Knapp siebzig jüdische Friedhöfe und Gedenkstätten gibt es in Österreich: der alte jüdische Friedhof am Wiener Zentralfriedhof.

Begräbnisrituale spielen in allen Religionen eine bedeutende Rolle. Über Unterschiede und Gemeinsamkeiten im Christentum, Judentum und Islam.

VON SAVANKA SCHWARZ

Religionen unterscheiden sich stark in der Vorstellung über das richtige irdische Leben. Aber auch in der Frage, was danach passiert, ist man sich bekanntlich nicht einig. Fest steht allerdings, dass religiöse Gemeinschaften und altbekannte Riten Trost spenden, gerade wenn es darum geht, das Unbegreifliche etwas greifbarer zu machen.

Christentum

Mit dem Eintreten des Todes ist im Christentum zwar das irdische Leben beendet, die Seele gilt jedoch als unsterblich. Nach dem Tod ist es üblich, dass die Angehörigen privat oder mit einem Priester Abschied von dem Verstorbenen nehmen. Traditionell findet eine Erdbestattung statt, damit der Tote am Tag des Jüngsten Gerichts leibhaftig auferstehen kann. Feuerbestattungen sind bei den Protestanten seit 1920, bei den Katholiken erst seit

1963 akzeptiert. Davor galten sie als Sünde und als Strafe für Sündige. Eine christliche Bestattung kann in drei Phasen eingeteilt werden: Die Aussegnung, die heutzutage nicht mehr zwingend vor der Aufbahrung des Verstorbenen stattfindet, ist eine Art Verabschiedung. Der Trauergottesdienst, der meist in der Friedhofskirche stattfindet, wird musikalisch umrahmt, es wird gebetet, und bei katholischen Begräbnissen besprengt ein Geistlicher den Sarg mit Weihwasser. Der letzte Teil der Zeremonie findet am offenen Grab statt. Als Zeichen, dass der Mensch aus der Erde kommt und zur Erde zurückkehrt, wird mit den Worten: „Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staub“ dreimal Erde auf den Sarg geworfen. Es folgt ein Vaterunser-Gebet. Früher war es üblich, dass die Trauernden zum Abschied eine Schaufel Erde ins Grab warfen. Da dies als bedrückend wahrgenommen wer-

den kann, werden heutzutage Blumen zum Nachwerfen bereitgestellt. Christliche Bestattungsriten in Europa und den USA gelten im Unterschied zu Beerdigungen in Lateinamerika oder afrikanischen Ländern als streng und starr. Das Trauern wird hierzulande als etwas Privates wahrgenommen. Dasselbe gilt für den Tod per se, der in christlich geprägten westlichen Gesellschaften eher selten öffentlich thematisiert wird. So spielt der Tod auch für den Glauben eine geringere Rolle als früher: Das Besinnen auf die Jetztzeit und auf die Frage, wie einem Gott während des Lebens helfen kann, wird relevanter. Traditionell wird nach christlichen Begräbnissen noch zum Leichenschmaus geladen. Dieser diente ursprünglich zur Stärkung für die Grabträger sowie für jene Gäste, die eine lange Anreise hatten. Sechs Wochen nach dem Tod wird bei den Katholiken eine heilige Messe zum Gedenken des Verstorbenen gefeiert. Sie soll das Ende der ersten Trauerphase markieren.

Judentum

Auch im Judentum gilt die Seele als unsterblich. Nach dem Tod kommt die Begräbnisbruderschaft, Chewra Kadischa, zusammen, wäscht den Toten und kleidet ihn in das Totengewand aus weißem Leinen oder Baumwollstoff. Ein männlicher Verstorbener wird zudem in den Gebetsschal, den Tallit, gehüllt und bekommt eine weiße Kippa aufgesetzt. Die Schaufäden des Tallit erinnern den Träger zu Lebzeiten daran, seine religiösen Pflichten zu erfüllen; da sie ein Toter nicht mehr ausüben kann, werden diese Zizit gekappt. Wie im Christentum ist auch im Judentum ein unversehrter Leichnam Voraussetzung für die Auferstehung, weshalb die Feuerbestattung verboten ist. Das Judentum kennt keine Aufbahrung oder Einbalsamierung. Die Toten werden traditionell möglichst innerhalb von 24 Stunden beigesetzt, Ausnahmen sind Schab-

bat und Feiertage. Allerdings schreibt Österreichs Gesetzgebung eine Frist von mindestens 48 Stunden zwischen Tod und Begräbnis vor, weshalb auch jüdische Bestattungen bis zu drei Tage nach Eintritt des Todes stattfinden. In Österreich gibt es knapp siebzig jüdische Friedhöfe und Gedenkstätten.

Das Besondere an jüdischen Friedhöfen ist, dass sie nicht verbaut oder verlegt werden dürfen: Die Ruhefrist auf jüdischen Friedhöfen ist nicht zeitlich begrenzt, weshalb ein Grab nicht erneut vergeben werden darf. Die Bestattungszereemonie beginnt mit einer Trauerfeier am Friedhof. Nach dem Gesang des Kantors hält der Rabbiner eine Trauerrede, und es wird das Kaddisch („Heiligung“) gesprochen. Als Ausdruck ihres Schmerzes um den Verlust kommen die Trauernden mit eingerissener Kleidung – für einen Elternteil wird die linke Seite, für Ehepartner, Kinder oder Geschwister die rechte Seite auf Brusthöhe ein Stück eingerissen. Die engsten Angehörigen bleiben anschließend eine Woche zuhause. In dieser ersten Trauerphase, die Schiwa („sieben“) genannt wird, sind sie auch von religiösen Verpflichtungen befreit. Beim „Schiwa-Sitzen“ wird auf niedrigen Stühlen sitzend gemeinsam getrauert, Verwandte, Freunde und Nachbarn besuchen die Trauernden zuhause und bringen ihnen Essen. Besuch ist während des Schiwa-Sitzens ausdrücklich erwünscht, um die Trauernden weiterhin so gut wie möglich ins soziale Geschehen einzubinden. Die Trauerphase hat im Judentum eine Dauer von dreißig Tagen („Schoschim“), nur für die Eltern von Verstorbenen endet die Trauer erst ein Jahr nach dem Todestag (nach jüdischem Kalender) und heißt „Jahrzeit“. Zur ersten Wiederkehr des Todestages wird das Kaddisch gesprochen und das Grab besucht.

Jüdische Friedhöfe (Bet Hachajim – Ort des Lebens oder Bet Haolam – Ort der Ewigkeit) sind meist sehr schlicht, denn vor Gott sind alle gleich. Statt

aufwendiger Blumengestecke werden bei jüdischen Beerdigungen Steine als Symbole für Ewigkeit und Unvergänglichkeit aufs Grab gelegt.

Islam

Muslime und Musliminnen werden möglichst noch am Todestag beerdigt. Nach der rituellen Waschung wird der Leichnam in ein weißes Leintuch gewickelt, wie es auch die Pilger während der Wallfahrt tragen. Die Beisetzung erfolgt ohne Sarg. Da in Österreich eine Sargpflicht für Erdbestattungen herrscht und Verstorbene erst nach 48 Stunden beigesetzt werden dürfen, veranlassen Muslime häufig eine Beisetzung in ihren jeweiligen Herkunftsländern. Bei der zwingend erforderlichen Erdbestattung wird der Leichnam auf die rechte Seite gelegt, denn er soll in Richtung der heiligen Stadt Mekka blicken. Anschließend werden Holzbretter wie ein Dach über den Toten gelegt, das Grab wird mit Erde aufgefüllt und die Trauernden sprechen Koranverse. Mit dem Tod verblassen soziale Unterschiede, denn vor Gott sind alle gleich. Dementsprechend schlicht sind auch die Gräber. Getrauert wird getrennt: Männer trauern öffentlich in sogenannten Trauerzelten, Frauen meist zuhause. Ein längerfristiger Rückzug zum Trauern ist nicht vorgesehen, denn das Leben gilt als Vorgarten zum Paradies. Wer offenkundig viel und lange trauert, könnte daher den gottgegebenen Weg ins Paradies in Frage stellen. Beileid sollte somit in den ersten drei Tagen ausgedrückt werden. Nach vierzig Tagen findet ein erneutes Zusammentreffen statt, um dem Toten sowie den Trauernden unterstützend Respekt zu zollen. Nach 120 Tagen ist die Trauerzeit offiziell beendet. Der Besuch von Gräbern soll im Islam besonders an die Vergänglichkeit erinnern und kann somit als Appell verstanden werden, das Leben als eine Prüfung zu sehen, bei der nach den muslimischen Werten gehandelt werden soll.

„Das Judentum kennt keine Aufbahrung oder Einbalsamierung. Die Toten werden traditionell möglichst innerhalb von 24 Stunden beigesetzt.“

„Dummheit erfordert Mut“

Anatoli Akerman zählt zu den sensibelsten Clowns der Welt. Der Israeli mit ukrainischen Wurzeln ist seit vielen Jahren mit dem Circus-Theater Roncalli unterwegs. Fröhlich sein ist nicht nur sein Beruf, sondern seine Lebensmaxime.

VON ANDREA SCHURIAN, RENÉ WACHTEL (TEXT)
UND OURIEL MORGENSZTERN (FOTOS)

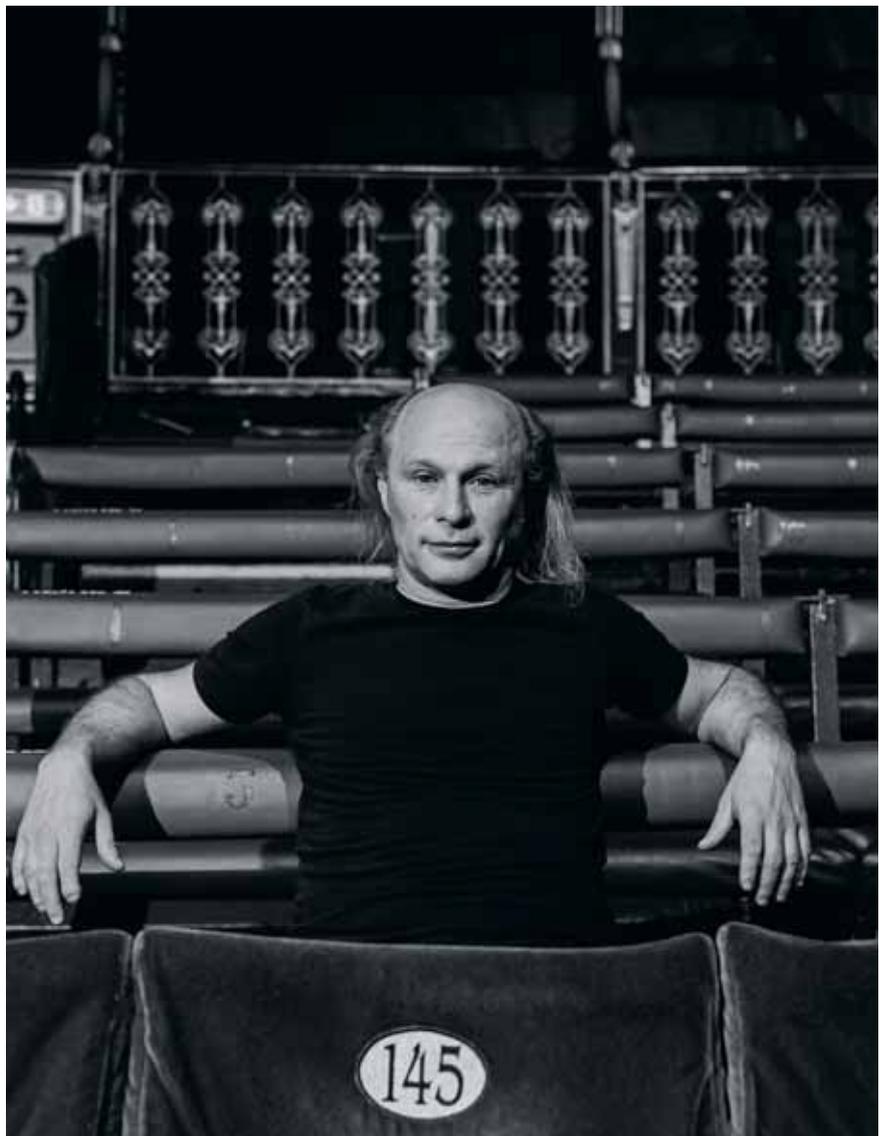
Spompanadeln hier, Faxen da: Anatoli Akerman (52) ist ein äußerst lustiger Mann und sein Fahrrad, mit dem er am Rathausplatz einfährt, ein geradezu wundersames Turngerät. Dass Clowns im wirklichen Leben tieftraurige Menschen sind, sei schon eine gute Story, meint er, „aber wie immer ist es bei mir anders. Ich bevorzuge es, glücklich und fröhlich zu sein.“ Und schwupsdiwups hopst er gelenkig auf den Zaun, der das Zirkuszelt umgibt. Er wirft seinen schwarzen Hut in die Luft, rauft sich die karottenroten Haare, bis sie ihm völlig wirr vom Kopf stehen, schneidet Grimassen, rollt die Augen. Die umstehenden Leute lachen. Und freuen sich sichtlich darauf, was sie bald in höchster Perfektion sehen werden, nämlich atemberaubende Artistik im Allgemeinen und herzerreißend komische Clownereien im Besonderen. Von Mitte September bis Anfang Oktober gastierte das Circus-Theater Roncalli am Wiener Rathausplatz, *All for Art for All* nennt Zirkusdirektor Bernhard Paul sein aktuelles Tournee-programm, eine ebenso artistische wie poetische Verneigung vor Kunst, Literatur, Musik und Mode, bei der Kunststile in sagenhafte Zirkusnummern verwandelt werden.

Wir sitzen in der Cafeteria in einem der historischen, prächtig restaurierten Wagen, die rund um das Zirkuszelt stehen. Die Nischen sind eng, der Kellner sieht aus wie ein Zirkusdirektor. Aus den Boxen klingt laute Beatles-

Musik. Später wird uns Anatoli Akerman noch vor dem Publikumsansturm in das Zelt führen, vorbei am modernen, großen Wohnwagen von Bernhard Paul.

Es ist ein stiller, ja intimer Moment. Eine Akrobatin macht Dehnübungen in der Manege, das Orchester spielt sich in halber Lautstärke ein, der Techniker überprüft die Lichtanlagen. Längst gibt es im Circus Roncalli keine Tiernummern mehr; und doch sind sie da, als Hologramme, die auf ein hauchdünnes, rund um den Schauplatz gespanntes Netz projiziert werden. Es ist eine eigene, poetische, verschworene Welt. Seit 2014 ist Anatoli Akerman

als Starclown neun Monate im Jahr mit der Roncalli-Artistenfamilie auf Tour, er hat seine eigene Solonummer entwickelt, außerdem ist er während der Vorstellungen auch als Pausenclown im Einsatz. Im Anschluss an Wien ging es zunächst nach Frankfurt, dann nach Bremen, und jetzt gerade macht der Zirkus in Osnabrück Station. Doch auch in seiner freien Zeit ist der Starclown ziemlich viel auf Achse, realisiert eigene Projekte, tritt auf Festivals auf, verzaubert das Publikum als irrwitziger Kuckuckshäusler in seinem eigenen Stück *KuKu* oder spielt in Hollywoodfilmen mit, wie zuletzt in Tim Burtons *Dumbo*-Remake.



Ein Reisender in Sachen Humor: „Ich bevorzuge es, glücklich zu sein.“



„Früher habe ich das Herumfahren immer sehr genossen“, sagt er, „aber jetzt bin ich nach einer langen Saison mitunter müde. Das ständige Unterwegssein ist schön, aber anstrengend. Und manchmal geht es mir ganz ehrlich auch auf den Wecker.“ Das hängt wohl auch damit zusammen, dass in Graz seine Ehefrau und eine kleine Tochter auf ihn warten. Vielleicht kriegt er ja demnächst einen großen Wohnwagen, dann könnte seine Familie mit ihm reisen. „Wäre schön“, grinst er und reißt die Augen auf. Wie hat dieser Weltreisende, der 1970 in der damals noch zur UdSSR gehörigen Ukraine geboren wurde und in den 1990er Jahren mit seiner Familie nach Israel auswanderte, eigentlich just eine Grazerin kennen- und lieben gelernt? Zufällig natürlich. Der spätere Schwiegervater, ein steirischer Journalist, wollte Anatoli Akerman während seines Graz-Gastspiels interviewen, der Fotograf war krank, also sprang kurzfristig die Tochter ein – und verliebte sich langfristig in den Clown mit den melancholischen hellblauen Augen. Zu Hause? Zu Hause fühlt er sich überall

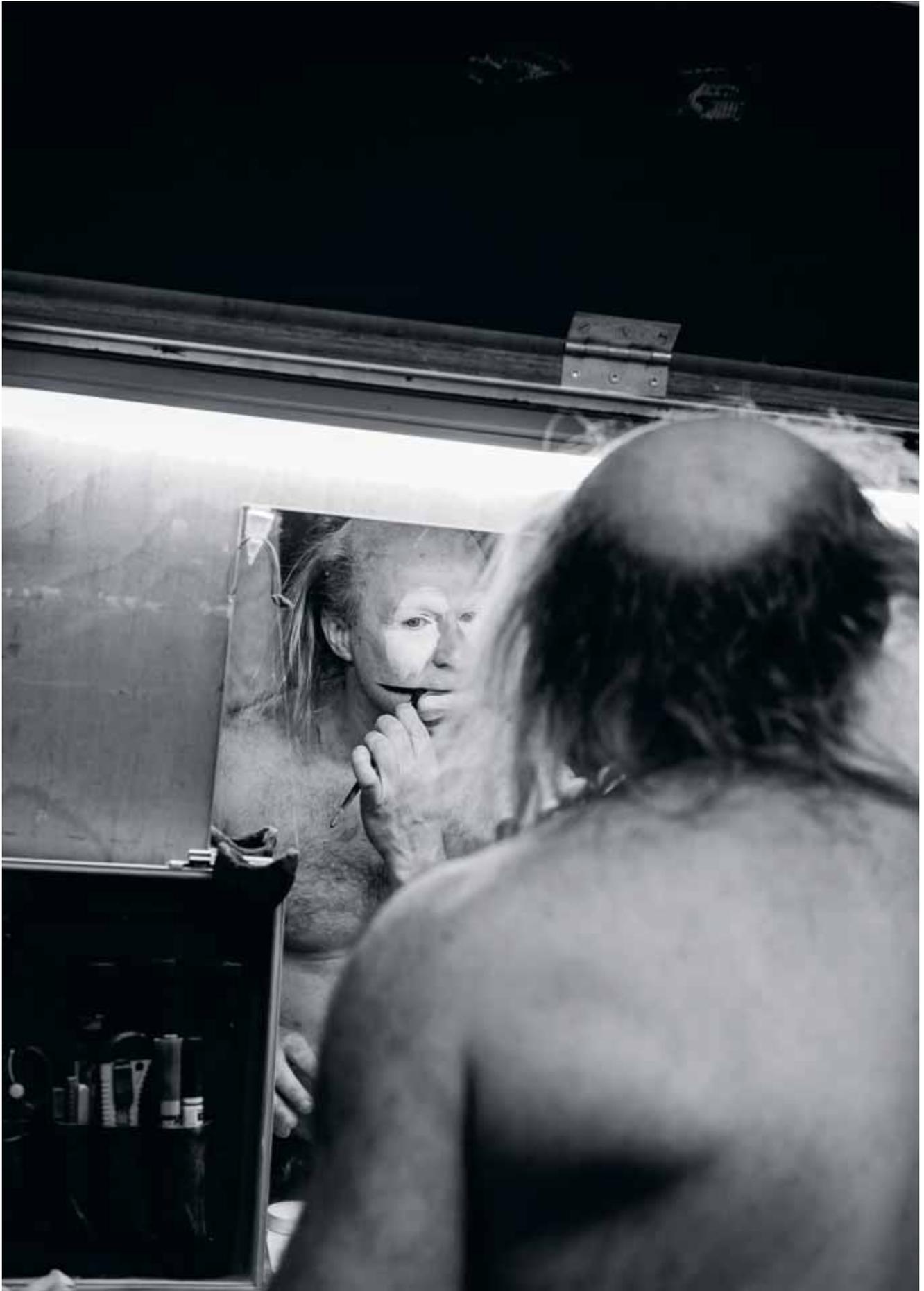
und nirgends: „Ich bin ein Reisender. In jedem Land, in dem ich von den typischen Einwohnern umgeben bin, fühle ich mich, egal wo, nicht zu Hause. Ich fühle mich nicht dazugehörig. So geht es mir in jedem Land. Manchmal würde ich gern dazugehören.“ Er macht eine kleine Pause. Grinst breit: „Beim Fußball genieße ich es, nirgends verwurzelt zu sein. Ich habe keinen bevorzugten Club, so kann ich nämlich immer zu den Gewinnern halten. Wenn ich in Deutschland Fußball schaue, halte ich zu Deutschland, in Frankreich zu den Franzosen und in Österreich zu den Österreichern.“

Multireligiöse Community

Schlägt ihm, dem Israeli mit russischen Wurzeln, eigentlich mitunter Antisemitismus entgegen? Die Antwort kommt rasch: „Nie. Zumindest jetzt in Europa nicht. Nur als Kind in der Ukraine, da schon. Ich lebe im Zirkus in einer internationalen, multireligiösen Community. Wir respektieren einander so, wie wir sind.“ Anders als sein Vater, der in Ashdod im Süden Israels lebt und täglich in die Synagoge

geht, führt er kein jüdisches Leben, befolgt die jüdischen Regeln nicht. Freilich, wenn er seine Familie in Israel besucht, dann schon. „Oder wenn der Vater zu den hohen Festtagen anruft und sagt, ‚Anatoli, du musst beten!‘ Dann antworte ich immer: ‚Papa, ich setze die Kippa auf, beten wir gleich jetzt gemeinsam.‘ Aber in meinem Zirkusalltag hat Religiosität keinen Platz.“ Auch den Krieg in der Ukraine blendet er weitgehend aus: „Ich weiß nicht, was ich sagen oder tun soll. Ich hasse den Krieg. Ich führe hier in Europa ein sicheres Leben. Aber was soll, was kann ich tun? Ich hasse Negativität.“

Sein Berufswunsch als Jugendlicher war Boxer, obwohl: „Ich wollte auch kein Boxer sein. Ich wusste lange eigentlich überhaupt nicht, was ich werden will. Also ging ich zum Boxen, aber die Eltern schickten mich dann auch zum Ballett, Stepptanz und zum Jazzunterricht.“ Schon früh stellte sich heraus: Der Bub hatte ein im wahrsten Sinn des Wortes komisches Talent. Inspirierend fand er jedenfalls seinen Onkel, einen Comedian. Er selbst aber wollte später ohne Worte lustig



Lustig sein ist eine Kunst: körperlicher Witz als international verständliche Sprache.

sein. „Ich mag den körperlichen Witz, das ist die internationale Sprache, die auf der ganzen Welt verstanden wird.“ Im Laufe seines mittlerweile mehr als dreißigjährigen Clownlebens entwickelte Akerman, der von der Kritik gern als sensibelster Clown der Welt tituliert wird, dann aber doch auch seine eigene dadaistisch-clowneske Brabblersprache: „I speak Jibrish. Yamyamyam! Kapuuuuut!!!! Or chachachacha!“ Er lacht: „Ich muss dieses Vokabular wirklich einmal niederschreiben.“

Beginn der Weltkarriere

Eher zufällig gewann er, gerade erst aus der UdSSR emigriert, in den frühen 1990er Jahren den ersten Preis beim Clownfestival in Jaffa. Wobei er anfangs gar nicht so wirklich mitbekam, was man damit meinte, als man ihm mit den Worten „Kol ha kavod!“ („Gut gemacht!“) auf die Schultern klopfte. Sein jüngerer Bruder, der in

Israel zur Schule ging und eigentlich besser Hebräisch verstand als Anatoli, ätzte, das sei sicherlich nichts Gutes gewesen. Tatsächlich aber war es der Beginn einer großen Weltkarriere, die ihn zunächst nach Europa, dann auch nach Übersee führte, wo er neun Jahre lang beim Cirque du Soleil mitwirkte und eigene Comedy-Charaktere für Las-Vegas-Shows entwickelte.

Lange Zeit habe er sich gefragt, ab wann man ein Clown ist: Wenn man genug Geld damit verdient? Oder wenn man es im Herzen fühlt? „Ich experimentierte einfach. Ich habe nie eine Clownschule besucht, ich habe es einfach gemacht.“

Drei Jahre arbeitete Anatoli auch in Japan, wo er auch eine elfjährige Tochter hat. „In Japan ist das Publikum viel zurückhaltender, die Menschen lachen nicht oder wenn, dann nur hinter vorgehaltener Hand. Überhaupt lachen Männer überall auf der

Welt weniger als Frauen. Sie haben offensichtlich mehr Angst davor, lächerlich oder dumm zu wirken. Jeder versteckt sich, folgt Regeln, wie man sich benehmen muss. Es ist wirklich herausfordernd, aus beruflichen Gründen blöd zu sein!“

Er macht eine kleine Pause. „Irgendwann habe ich das entdeckt: Jeder lacht – wenn man mutig genug ist, dumm zu sein. Denn Dummheit erfordert Mut!“ Er lacht und springt auf. Denn jetzt muss er sich schminken und umziehen. Im Eingangsbereich warten bereits die Zuschauer, kaufen Zuckerwatte, Ansichtskarten, Souvenirs. Als wir das Zelt verlassen, beginnt die große Zirkusorgel zu spielen.



Führung durch die Zirkuswelt: Anatoli Akerman mit den NU-Autoren Andrea Schurian und René Wachtel.

Hoffnung in der Ausweglosigkeit



Familiengeschichten: Marika Lichter im Jahr 1951.



Spurensuche mit Schmerzen: Marika Lichters Eltern, 1947 in Budapest.

Ein Theaterstück als Verpflichtung jenen gegenüber, die ihre Geschichte nicht mehr erzählen können: Unter dem Titel „Ich hab (k)ein Heimatland“ hat Marika Lichter in einem Soloabend verarbeitet, was ihrer Familie in der Nazi-Zeit widerfahren ist.

VON DANIELLE SPERA

Marika Lichter ist eine konsequente Frau. Alles, was sie beginnt, führt sie mit hundertprozentigem Einsatz zu Ende. Halbe Sachen kennt sie nicht. So wollte sie eigentlich ein Programm zum hundertsten Geburtstag ihres Mentors Gerhard Bronner im heurigen Oktober entwerfen. Doch es fiel ihr schwer, über einen Menschen zu schreiben, den sie so gut gekannt hatte. Als Austragungsort waren die Kammerspiele der Josefstadt vorgesehen. In der Planung mit Josefstadt-Direktor Herbert Föttinger kam immer

wieder auch die Familiengeschichte von Marika Lichter zur Sprache, bis Föttinger schließlich meinte: „Das ist es, du schreibst ein Programm über deine Familie!“

Dokumentenschachtel

Marika Lichter musste dazu allerdings erst überredet werden. Ihre Eltern waren Überlebende von Konzentrationslagern, die sich in Wien, nach dem Grauen, das sie erfahren hatten, eine Zukunft aufgebaut hatten. Sonst gab es keine Familie. Lichters Mutter hinterließ eine Schachtel mit Dokumenten und Fotos, die erst jetzt, in Vorbereitung ihres Soloabends in den Wiener Kammerspielen, eine Öffnung erfuhr. Durch diese Dokumente konnte Marika Lichter viele Puzzlestücke zusammensetzen, die ihr bisher in der Vervollständigung der Familiengeschichte gefehlt hatten. Eine Spurensuche mit Schmerzen, da sich plötzlich Lebensläufe erschlossen, zum Beispiel über ihren Onkel und dessen Frau, die gemeinsam mit ihrem Baby von den Nazis ermordet wurden. Die Briefe, die sie fand, illustrieren die Ausweglosigkeit. Sie sei

bei der Lektüre richtig wütend geworden, so Marika Lichter, weil sie bis heute nicht verstehen könne, weshalb die Jüdinnen und Juden alles hingenommen und sich nicht gewehrt hätten. Dennoch sind es Dokumente der Hoffnung. Man hatte in all dem Leid Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Lichter bedauert, dass dies heute nicht so ist. Obwohl es den Menschen im Großen und Ganzen gut geht, hegt kaum jemand Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

In diesem Sinn wollte sie ein Stück schreiben, das dokumentiert, was geschehen ist: als Verpflichtung jenen gegenüber, die ihre Geschichte nicht mehr erzählen können. Gleichzeitig ortet sie – auch im Bewusstsein über den aktuellen Antisemitismus – eine Verbesserung im Denken. „Diesen Alltagsantisemitismus in der Sprache gibt es glücklicherweise nicht mehr“, meint sie und nennt Beispiele von Aussagen, die sie als Kind und Jugendliche immer wieder gehört hat. Der Titel *Ich hab (k)ein Heimatland* stammt aus einem Lied des deutsch-jüdischen Schlagerkomponisten und Pianisten Friedrich Schwarz aus dem Jahr 1933.

Die Heimat ihres Herzens ist jedenfalls Wien. Auch ihre Eltern hatten hier gut gelebt. Bitterkeit gegenüber Österreich gab es nicht. Ihr Groll richtete sich gegen die Länder, in denen sie geboren wurden – Ungarn und Polen – und aus denen sie in Konzentrationslager verschleppt wurden.

Überlebt hatten sie mit Glück und Kraft – Attribute, die jeder Überlebende brauchte. Bereits 1946, kurz nachdem sie sich kennengelernt hatten, bauten sich Lichters Eltern aus dem Nichts ein Geschäft auf. Sicherlich verdrängten sie vieles, haben aber mit viel Humor und Freude gelebt. Wichtig ist Marika Lichter, dass dem Publikum bewusst ist, dass es um Geschichten geht, die ihrer Familie tatsächlich passiert sind. Ein Denkanstoß und ein Plädoyer, mit Hoffnung in die Zukunft zu blicken.

Der schönsten Frau der Welt gebührt ein Platz in Wien

© MGM



Hedy Lamarr in "The Heavenly Body" (1944).

Bis vor kurzem erinnerte in Wien nicht viel an die aus Wien stammende Hollywood-Diva und Erfinderin Hedy Lamarr. Doch nun entsteht in der Mariahilfer Straße ein neues Projekt, das Lamarrs Namen tragen wird.

VON DANIELLE SPERA

Ein Luxuswarenhaus, in der besten Tradition der jüdischen Kaufhäuser des späten 19. Jahrhunderts wie Rothberger oder Zwieback, geplant und umgesetzt von Ellen van Loon vom Architekturbüro Rem Koolhaas OMA. Im Gebäude selbst wird ein interaktives Museumscafé für Hedy Lamarr entstehen, ein kreativer Ort, an dem Besucherinnen und Besucher über

das Leben und das vielfältige Wirken von Hedy Lamarr informiert werden und wo es Filmvorführungen, Performances und Workshops zu den unterschiedlichen Themen geben wird. Mit großer Freude durfte ich dieses Projekt entwickeln und darf es umsetzen.

Hedy Lamarr wird nicht nur innerhalb des Kaufhausgebäudes gewürdigt, auch der öffentlich zugängliche Park auf dem Dach wird nach ihr benannt werden. Neben der Gartenanlage wird eine Lamarr-Skulptur zu sehen sein.

Hedy Lamarr wurde 1914 als Hedwig Kiesler in eine großbürgerliche jüdische Wiener Familie geboren. Behütet aufgewachsen in Döbling, wurde sie Ende der 1920er Jahre von Max Reinhardt für die Bühne entdeckt. An der Seite von Hans Moser und Heinz Rühmann spielte sie 1931 ihre erste größere Rolle in dem Film *Man braucht kein Geld*. Breite Bekanntheit erreichte sie 1933, als sie knapp 18-jährig im Film *Ekstase* die erste Nackt-

szene der Filmgeschichte spielte. Wenig später heiratete sie den Waffenproduzenten Fritz Mandl, aus dessen goldenem Käfig sie bald ausbrach und nach Hollywood übersiedelte. Die „schönste Frau der Welt“, als die sie der MGM-Studiogründer Louis B. Mayer vermarktete, drehte 30 Filme, am bekanntesten ist vermutlich *Samson und Delilah* aus dem Jahr 1949. Anfang der 1960er Jahre zog sich Lamarr vom Filmgeschäft zurück. Seit ihrer Jugend war sie als Erfinderin aktiv, inmitten des Zweiten Weltkriegs konzipierte sie das Frequenzsprungverfahren zur Torpedosteuerung, das noch heute als technische Basis für Mobilfunk, Bluetooth und WLAN dient. Sie setzte sich leidenschaftlich gegen den Nationalsozialismus ein und schaffte es, ihre Mutter aus Wien zu retten.

Filmreifes Leben

Hedy Lamarr war sechsmal verheiratet, sorgte in späteren Jahren mit verunglückten Schönheitsoperationen und Ladendiebstählen für Schlagzeilen und zog sich zuletzt völlig aus der Öffentlichkeit zurück. Ein filmreifes Leben, allerdings erst mit einem späten Happy End, in ihrem geliebten Wien. 1999 wurde sie zu ihrem 85. Geburtstag mit einer Ausstellung in der Kunsthalle Wien und einer Retrospektive des Filmarchivs Austria gewürdigt. Für die Theaterbühne setzte ihr unter anderem Peter Turrini in seinem Stück *Sieben Sekunden Ewigkeit* ein Denkmal, zahlreiche Dokumentationen wie *Calling Hedy Lamarr* von Georg Misch oder *Bombshell* folgten. Eine Ausstellung im Jüdischen Museum Wien war ihr 2019 gewidmet. Und im Juli 2022 erschien ein neues Album von Johnny Depp, es beginnt mit einer Hommage „This is a song for Miss Hedy Lamarr“. Nun erhält sie endlich auch in Wien ein großes Monument. Eröffnet werden soll es an ihrem 110. Geburtstag im November 2024.

„Es ist immer am einfachsten, Minderheiten anzufeinden“

© CULTFILM/RICARDO GSTREIN



Konstantin Frank in Thomas Roths Filmdrama „Schächten“, das auf einer wahren Begebenheit beruht.

In seinem jüngsten Film „Schächten“ erzählt der österreichische Filmmacher Thomas Roth die Geschichte eines Mannes, der den NS-Peiniger seiner Eltern zur Rechenschaft ziehen und dabei das Gesetz selbst in die Hand nehmen will.

VON GABRIELE FLOSSMANN

Thomas Roth tourt gerade rund um die Welt. Von Österreich nach Australien. Von dort weiter nach Texas und Indien. Im Gepäck führt der österreichische Filmmacher sein neuestes Werk, dessen Titel *Schächten* (jetzt im Kino) auf eine besondere Schlachtungsart nach jüdischem Ritual verweist. Nach dem Glauben von Juden – und auch Muslimen – befindet sich im Blut die Seele eines Lebewesens. Deshalb Anhänger beider Religionen auf alle Speisen und Getränke verzichten, die Blut oder Reste von Blut enthalten.

Die Geschichte, die sich hinter *Schächten* als Filmtitel verbirgt, sorgt für Gänsehaut. Ende der 1960er Jahre, so erzählt Thomas Roth, der zu seinem Film auch das Drehbuch schrieb, versuchte der Sohn eines jüdischen Unternehmers – im Film gespielt von

Jeff Wilbusch – den NS-Peiniger seiner Eltern zur Rechenschaft zu ziehen. Als er auf legalem Weg scheitert, will er das Gesetz selbst in die Hand nehmen. Der Film basiert zu Teilen auf wahren Begebenheiten.

Die Besetzungsliste ist prominent, es spielen Paulus Manker, Miriam Fussenegger, Georg Friedrich und Julia Stemberger und Christian Berkel. Der in Haifa geborene deutsche Schauspieler Jeff Wilbusch verkörpert den Nachfahren von Holocaust-Opfern, der sich an den Peinigern seiner Eltern rächen will.

NU: Die dunkle Vergangenheit Österreichs und auch Deutschlands erscheint angesichts des wieder stärker aufkeimenden Antisemitismus mit schmerzhafter Aktualität verbunden zu sein.

Haben Sie mit Ihrem Film diese Entwicklung vorausgeahnt?

Thomas Roth: Nein. Aber ich habe mich nie am Zeitgeist orientiert, sondern bin immer meinem Instinkt als Künstler nachgegangen und habe versucht, das umzusetzen, was mich bewegt. Egal, welche Ideologie in der Kulturwelt gerade als Leitbild angesehen wurde. Das ist nicht immer einfach und stößt häufig auf Ablehnung. Aber gerade Kunst und damit natürlich auch das Kino sollte sich nicht nach gesellschaftlichen Modeerscheinungen richten, sondern für sich selbst stehen. Es sollte stören, aufzeigen und das Publikum herausfordern. Zumindest verstehe ich das so.

Jede Form von Rassismus hat immer auch mit Angst vor „Fremden“ zu tun. Nun könnte man solche Gefühle in Zusammenhang mit Flüchtlingen und Asylsuchenden vielleicht verstehen, auch wenn man sie keinesfalls gutheißt. Aber wie passt da Antisemitismus dazu? Die Ablehnung von Menschen, die immer schon mit uns gelebt haben?

Antisemitismus hat leider eine lange historische Tradition, auch wenn der Begriff erst im 19. Jahrhundert geprägt wurde. Im Holocaust ist er dann eskaliert. Ich habe dafür keine Erklärung. Auf jeden Fall ist es immer am einfachsten, Minderheiten anzufinden. Daher geht es in *Schächten* auch nicht nur um Antisemitismus, sondern genauso auch um Rassismus im Allgemeinen, um die Ausgrenzung von Minderheiten, Glaubenskrieg, Gewalt und andere relevante Themen und Fragen unserer Zeit.

Wie sehr hat dieses Gedankengut auch Ihre Jugend geprägt? Man kann ja annehmen, dass Sie als Sohn von Gerhard Roth in einer sehr aufgeklärten Umgebung aufgewachsen sind?

Ich habe mich in meinem ganzen Leben nie über eine Minderheit lustig gemacht. Nie. Mir wurden von meiner

Kindheit an, sehr stark auch durch meine Mutter, unmissverständlich und unverrückbar humanistische Werte auf meinen Lebensweg mitgegeben. Auch die Rolle der Frau in der Gesellschaft war immer ein Thema – ich bin als einziger Bub und später junger Mann zusammen mit drei Frauen aufgewachsen. Ich kann aber nur den Kopf schütteln, wenn man mir erklären will, welche Werte in der Gesellschaft im Sinne von Political Correctness verändert werden sollen. Ich habe kürzlich ein Interview mit Michael Maertens bei Heinz Sichrovsky auf ORF 3 gesehen. Da hat er gesagt, wie traurig er ist, wenn er hört, welche Rollen er ab nun nicht mehr spielen dürfen soll. Ich verstehe das sehr gut. Wo ist die Grenze? Und hat diese Political Correctness in der Kunst wirklich Platz, ohne zumindest an der einen oder anderen Stelle hinterfragt zu werden?

In „Schächten“ kommt auch Simon Wiesenthal als Figur vor. Braucht unsere Zeit wieder so etwas wie einen „Nazi-Jäger“?

Die alten Nazis sind zum Glück alle tot. Die neuen tragen keine SS-Uniformen mehr, sondern Maßanzüge oder geben sich volksnah in Jeans. Wir sind leider wieder in einer Zeit, in der jeder alles sagen darf, was er sich denkt – ob es rassistisch, frauenfeindlich oder diskriminierend ist, ist egal. Es löst nicht einmal mehr so richtig einen Sturm der Entrüstung aus, geschweige denn wird jemand seines Amtes enthoben oder – und das passiert in Österreich leider überhaupt nie – verschwindet gleich selbst von der Bildfläche. Ich sehe aber in Wiesenthal keinen Jäger. Er ist für mich eine moralische Instanz. So habe ich zumindest versucht, ihn in dem Film zu zeigen.

Sie machen immer wieder auch Krimis und Unterhaltungsfilme. Ist es Ihnen

wichtig, dass mit den populären Spielarten Ihrer Kunst auch Ihre politische Haltung und Ihre Botschaften transportiert werden?

Einen reinen Unterhaltungsfilm zu machen, der gar nichts aussagt, ist meiner Ansicht nach gar nicht möglich. Die Menschen, die man zeigt, das Milieu, in dem sie leben und handeln, wie die Protagonisten mit ihrem Alltag, ihren Kindern, Frauen, Männern, Vorgesetzten und Untergebenen umgehen – all das sagt viel aus. Über unsere Gesellschaft und über den Filmemacher. Das größte Publikum kann man mit einem Fernsehformat erreichen, und gerade da ist es für mich wichtig, dass hinter jedem Film ein Verantwortungsbewusstsein spürbar ist. Darin sehe ich eine wichtige Aufgabe des öffentlich-rechtlichen Fernsehens.

Warum haben Sie „Schächten“ als Kino- und nicht als TV-Film konzipiert?

Weil es da naturgemäß weniger Vorgaben gibt als beim Fernsehen, das natürlich die Akzeptanz des Publikums im Auge behalten muss. Für mich ist das Kino immer noch eine wichtige Plattform, wo man politische, gesellschaftskritische Themen mit maximaler künstlerischer Freiheit präsentieren kann. Es ist ein radikaler Stoff, drastisch und weit entfernt von Konventionen. Die Freiheit des Kinos ist die Freiheit der Kunst, in der man nicht den Vorgaben und Parametern eines Senders oder Sendeplatzes oder Streamingdienstes unterliegt. Unsere Branche ist im Umbruch, neue Vertriebswege eröffnen uns neue Möglichkeiten und das ist großartig. Was aber für welchen Film letztlich richtig ist, kann man – meiner Meinung nach – nur individuell entscheiden. Auch unzählige Streaming-Produktionen verschwinden innerhalb weniger Tage, letztlich völlig unbeachtet, in den finsternen Weiten des digitalen Universums.

„Die alten Nazis sind zum Glück alle tot. Die neuen tragen keine SS-Uniformen mehr, sondern Maßanzüge oder geben sich volksnah.“

Erwachte Schönheit

© BWAG/CC BY-SA 4.0



Im Juli 1882 als „Hotel Semmering“ eröffnet, wird das später verfallene, legendäre Grandhotel nun wieder zum Leben erweckt.

Das Südbahnhotel am Semmering wird mit hochkarätigen Kulturevents wieder zum Leben erweckt.

VON MICHAEL J. REINPRECHT

Eröffnet 1882, erlebte der schlossartige Prachtbau des Grandhotels an der Semmeringbahn um 1900 seine Blüte: Der Adel und das jüdische Großbürgertum gingen im Südbahnhotel ein und aus. Hier verbrachte man seine wochenlang dauernde Sommerfrische, hier holte sich Sigmund Freud die Inspiration zur Erforschung der menschlichen Seele und Gustav Mahler Ideen für seine Musik.

Doch ab den 1960er Jahren versank das ehemalige Luxushotel in Bedeutungslosigkeit und verfiel. Das leerstehende Schloss wurde zur Ruine. Auch ein paar saisonale kulturelle Aktivitäten konnten es nicht retten.

Doch seit Juli erwacht das Südbahnhotel aus seinem Schlaf, nachdem der Investor Christian Zeller das geschichtsträchtige Gebäude Anfang des Jahres erwarb. In zwei, drei Jahren wird das Hotel eröffnet, doch schon jetzt füllt es Ingrid Skovhus, künstlerische Direktorin des Südbahnhotels,

mit Kultur und, natürlich, Kulinarik.

„Wir wollen die Natur des zauberhaften Semmerings mit Musik, Literatur und Wissenschaft verbinden“, so Skovhus. Die ehemalige Leiterin des Freundeskreises der Wiener Staatsoper und engagierte Kulturmanagerin sprüht vor Ideen und Energie. Und vor Lebensfreude. Die will sie auch auf den Semmering bringen und das ehemalige k.u.k.-Grandhotel ganzjährig bespielen. Sie weiß sich damit einer Meinung mit dem Kulturmäzen Christian Zeller. Er habe das Gebäude nicht erworben, korrigiert Zeller, „das Südbahnhotel hat mich gefunden“. Einwände, das Projekt der Wiederbelebung sei gegen die kaufmännische Vernunft, entkräftet er mit Fantasie: „Es ist ein Traum, der jetzt verwirklicht wird.“ 2025 soll die Renovierung in Teilen abgeschlossen sein und das Haus als Hotel wiedereröffnet werden.

Neuer Glanz

Kultur gibt es allerdings schon jetzt, das diesjährige Sommerprogramm las sich wie ein Bilderbuch kreativer Kulturschönheit: Poesie, das Wiedererleben verblichener Eleganz und der Zauber des Fin de Siècle stehen im Vordergrund, durchmischt mit Klassik, Jazz und Literatur. Doch

das Programm soll kein saisonales Sommererlebnis sein; man geht ganz bewusst das Risiko eines Ganzjahresprogrammes ein. So findet einmal im Monat die Freitag-Tanzstunde mit anschließendem Open Floor statt; Franz Schuberts *Winterreise* wird im Art-déco-Schwimmbad und eine Bühnenbearbeitung von Saint-Exupéry's *Der kleine Prinz* im Speisesaal aufgeführt. Wöchentlich gibt es Themenführungen, da geht es um den „Glanz vergangener Zeiten“, „Skandale und Sensationen am Semmering“ und um „Kunst und Poesie“. Im Winter wird die „schönste Terrasse des Semmering“ – wie das Südbahnhotel seine Aussichtsplattform umschmeichelt – zum Eislaufplatz umfunktioniert und unter dem Motto „Comedy on Ice“ mit Kabarett-Einlagen bespielt.

Silvesterball wird es allerdings noch keinen geben, sagt Ingrid Skovhus: „Das machen wir erst, wenn der Hotelbetrieb aufgenommen ist, also frühestens in zwei, drei Jahren.“ Wer zu den kulturellen Events öffentlich anreist, wird auf Wunsch vom hoteleigenen Elektro-Shuttle vom nahegelegenen Bahnhof abgeholt.

Und wenn am 14. Februar 2023 „ein dem Patron der Liebe gewidmeter Abend“ mit einem poetisch-musikalisch unterlegten Galadinner am Programm steht, wird sogar ein Shuttle von Wien angeboten. „Denn“, so Skovhus, „die große Frage ist, wie wir die Leute hier herauf auf den Semmering bringen“. Es bleibt zu wünschen, dass die Übung gelingt.

www.suedbahnhotel-kultur.at

Neuerscheinungen zum Selberlesen und Verschenken

Eine kluge Frau, ein spannendes Land, ein großartiger Schauspieler, ein kritischer Geist: vier Buchempfehlungen

Alltagsgeschichten

Auf das Buch *Die Spira* war ich gespannt, haben sich doch unsere Wege oft gekreuzt: Spiras und mein Vater waren beide Weggefährten in der KPÖ. Die Spira und ich wurden über Jahre hinweg immer wieder wegen unserer Namensähnlichkeit verwechselt, sie erhielt im ORF meine Post und ich oft die ihre. Und schließlich durfte ich auf Toni Spiras Anregung eine Ausstellung über ihren Verwandten, den großartigen Karikaturisten Bil Spira, im Jüdischen Museum Wien durchführen.

Elizabeth T.(oni) Spira ist in Österreich als Filmemacherin bekannt. Mit ihrer ORF-Sendereihe *Alltagsgeschichten* und später mit ihrer Idee, Heiratsvermittlung ins Fernsehen zu verlegen, hat sie sich in die TV-Geschichte eingeschrieben. Was die meisten Menschen aber nicht kannten, ist die Herkunft von T(oni) Spira. Die Autorin des Buches, Falter-Redakteurin Stefanie Panzenböck, hat jedenfalls großen Wert daraufgelegt, die Familiengeschichte zu porträtieren. So beginnt das Buch Ende des 19. Jahrhunderts mit Angehörigen einiger Generationen vor Toni Spiras Geburt, die von Böhmen und Mähren nach Wien zogen und hier Kommunisten wurden. Auf Ausbildung und Bildung der Mädchen wurde immer großer Wert gelegt. Panzenböck beschreibt die Verwandten, deren Kampf im Spanischen Bürgerkrieg, die Internierung des Vaters in Gurs in Frankreich und letztendlich die Flucht nach Großbritannien, wo Leopold Spira und Eva Zerner, die aus Wien geflüchtet war, heirateten. Dort kam Elizabeth Toni Spira 1942 zur Welt. 1946 kehrte die

Familie nach Wien zurück. Das Judentum spielte keine Rolle, wohl aber der Antisemitismus, der den Rückkehrern entgegenschlug. Das kulturelle und politische Leben in der KPÖ wird im Buch ausführlich beschrieben, wie auch das Verhältnis von Toni Spira zu ihrem Vater, aber auch die Beziehung zwischen Toni und ihrer Adoptivtochter Hannah. Familie, Freunde, Arbeitskolleginnen und -kollegen kommen zu Wort, vor allem im letzten Drittel des Buchs, das sich ausführlich mit den Fernsehsendungen Spiras beschäftigt und ihrer Fähigkeit, Menschen zur Selbstdarstellung zu bringen.

Die Spira ist viel mehr als eine Biografie, denn die Lektüre bietet Einblick in ein wenig bekanntes Kapitel österreichischer Nachkriegsgeschichte. (Danielle Spera)



Stefanie Panzenböck
Die Spira – Eine Biografie
Falter Verlag
256 S., EUR 24,90

Beziehungsgeschichten

Über kein Land der Welt wird so viel berichtet, so viel geredet, bzw. diskutiert wie über Israel. Ein Land, das nicht einmal so groß ist wie Niederösterreich und über das die meisten Menschen den historischen Hintergrund, die politischen Zusammenhänge oder die gesellschaftlichen Verhältnisse vielleicht gerade einmal rudimentär kennen, wenn überhaupt. Der Unternehmer, frühere *NU*-Herausgeber und Gründer von Mena-Watch Erwin Javor

hat gemeinsam mit dem Journalisten Stefan Kaltenbrunner 15 renommierte Autorinnen und Autoren gebeten, ihr Bild von Israel zu skizzieren und damit das Land aus einer neuen, ganz persönlichen Perspektive betrachtbar zu machen. Julya Rabinowich nennt Israel „einen sicheren Hafen“. Doron Rabinovici schreibt über „sein Israel“, Robert Schindel von „der dritten Liebe“, Esther Schapira bezeichnet Israel als „ihr anderes Vaterland“, Danielle Spera beschreibt ihre Beziehung als „eine Idee von Heimkommen“. Harry Bergmann, der in Israel geboren wurde, berichtet von dem Schock der Entwurzelung, als seine Eltern mit ihm nach Wien übersiedelten. Ben Segenreich beschreibt die vielen verschiedenen Eindrücke von Israel auch in seiner Arbeit als Korrespondent. Charles Lewinsky sucht nach Antworten und der in Berlin lebende arabische Israeli Ahmad Mansour hat erst in Deutschland Israel so richtig verstanden. Das Buch *Israel. Was geht mich das an?* bietet ganz unterschiedliche Einblicke auf die einzige Demokratie im Nahen Osten. Das Verhältnis der verschiedenen Autorinnen und Autoren zum Staat Israel ist divers, aber doch sind sich alle darüber einig, dass Israel im Notfall die einzige Garantie für ein Überleben von Jüdinnen und Juden darstellt.

(Nini Schand)



Erwin Javor, Stefan Kaltenbrunner (Hg.)
Israel. Was geht mich das an?
Edition Mena-Watch
250 S., EUR 26,-

Identitätsgeschichten

Es war einmal vor langer, langer Zeit. Da entdeckten junge Menschen mit wenig Geld, aber großem Fernweh die Welt und kehrten mit Zipfelchen fremder Kulturen nach Hause zurück. In den Wohnungen der Love-and-Peace-Blumenkinder erzählten Jala-bas, Kimonos, Chamsas, asiatische Kegelhüte, Buddhfiguren, Traumfänger, Wasserpfeifen, Bumerangs sowie die exotischen Namen der Nachwüchse von diesen Reisen. Heute?

Sagt man kulturelle Aneignung dazu, wenn Angehörige der sogenannten weißen Dominanzkultur sich mit Dreadlocks, Bindis, Saris, Kaftanen und Kimonos schmücken, nicht-schwarze Musiker einen auf Hip-Hop und Gangstarap machen oder westliche Modeschöpfer afrikanisch gemusterte Stoffe vernähen. Es scheint, als würde die Woke Society genau jene (Re-)Ethisierung verwirklichen, von der Alt- und Neo-Nazis so sehnsüchtig träum(t)en. Der Traum von einer von unterschiedlichen Individuen bewohnten, möglichst grenzenlosen Welt, in der nicht mehr Hautfarbe, Religionszugehörigkeit oder Nationalität bestimmend sind, ist offenbar ausge-träumt.

Doch wer das kritisiert, landet schneller im rechten Abstelldeck, als er links abbiegen kann. Der Schriftsteller, Essayist und Kulturwissenschaftler Richard Schuberth ist links. Und wagt es dennoch. In *Die Welt als guter Wille und schlechte Vorstellung* beschäftigt er sich mit Cancel Culture, Wokeness, Political Correctness, Critical Whiteness Movement, Safe Spaces, Trigger- Warnungen, Cultural Appropriation, #Metoo, Ethisierung, gegerender Sprache, also den vielen Facetten der Identitätsdebatten und der Fragmentierung der Gesellschaft in kleine und kleinste Zusammengehörigkeitsgruppierungen. „Die Rede von der Identität gehört zu den größten Unsinnigkeiten, die aus den wissenschaftlichen Laboratorien des 20. Jahrhunderts entwischen konnten. Im strikt philosophischen Sinn lässt sich absolute Identität erst durch den Tod herstellen“, schreibt Schuberth, der sich selbstironisch als „intellektuellen Rüpel“ bezeichnet. Noch nie sei man so oft daran erinnert worden,

dass die Menschheit aus Männchen und Weibchen bestehe: „Und keine textliche Aussage kann interessant genug sein, um vom Wesentlichen abzulenken: dass die Welt schön brav in Animus und Anima geteilt bleiben soll. [...] Das Binnenserval funktioniert wie der Handel mit Schadstoffzertifikaten: sich mit Gender Correctness Gender Discrimination im Arbeitsverhältnis zu erkaufen.“ Schuberth liefert Argumente jenseits billiger Polemik. Er argumentiert, analysiert, wägt ab, holt zu historischen Rekursen aus. Er denkt nach, bevor er schreibt: mit Humor, Wortwitz, sprachlicher Brillanz.

Abgesehen von einigen wenigen schwurbelakademischen Klugschreibereien ist die Sammlung aus Essays, Kolumnen für Zeitschriften und Hörfunk sowie Fotocomics das derzeit for-midabelste und klügste „identitätspolitische Lesebuch“. Dringend empfohlen zum Selberlesen und Weiterschenken! (Andrea Schurian)



Richard Schuberth
Die Welt als guter Wille und schlechte Vorstellung.
Das identitätspolitische Lesebuch
Drava Verlag, 452 S., EUR 21,-

Freundschaftsgeschichten

„Da, wo die Schauspielerei aufhört, beginnt das Schreiben. Da, wo das Schreiben aufhört, beginnt die Malerei, und da, wo die Malerei aufhört, beginnt die Musik“, skizziert Armin Müller-Stahl seinen Zugang, seine persönliche Melange zwischen den Künsten. „Die Musik und die Malerei haben verwandte Seelen, sie helfen sich gegenseitig, Grenzen zu überschreiten. Die Farben sind wie die Tasten auf dem Klavier.“

Liest man diese Zeilen, vermeint man fast, die sonore Stimme des Uni-

versalisten zu vernehmen, der mit Feingefühl, Verve und Leidenschaft für Frieden, Empathie und Toleranz plädiert. Müller-Stahl erinnert in seiner aktuellen Arbeit an *Jüdische Freunde*.

Die in den letzten Jahren entstandenen Gemälde zeigen Porträts, Weggefährten und Schicksale. Der große Humanist schreibt beispielsweise über seine erste Begegnung mit Jehudi Menuhin in Berlin 1947. Der Musiker, der als einer der Ersten, trotz Holocaust, die Hand zur Versöhnung reichte, meinte damals: „Freiheit ist nicht Freiheit zu tun, was man will; sie ist die Verantwortung, das zu tun, was man tun muss.“

Musiker, Schauspieler, Dramatiker und Philosophen finden sich denn auch in der eindrucksvollen Porträtserie, die der 1930 geborene, engagierte Pazifist in den letzten Jahren geschaffen hat. Es sind fein nuancierte Charakterstudien, denen man begegnet, stets auf der Suche nach der Seele der Porträtierten und der Welt, in der sie leb(t)en und wirk(t)en. Von Ida Ehre, Hannah Arendt, Paul Celan, Gerd Hatje, Stefan Heym, Woody Allen und David Cronenberg bis zu Bruno Kreisky, Hilde Spiel und Susan Sontag reichen die sehr persönlichen Memorabilia. (Gregor Auenhammer)



Armin Müller-Stahl
Jüdische Freunde.
Schicksale, Weggefährten, Porträts
Hatje-Cantz-Verlag,
160 S., EUR 38,-

Make l've n't war

Ist Gottes Wille bloß eine Ausrede der Gläubigen, um ihr Ding zu machen? Ronni Sinai und Nathan Spasić, Ketzer und Agnostiker, über das Gemeinsame von Religionen, King Charles und Rock 'n' Roll.

Nathan: Ronni, wenn ich über unser Schwerpunktthema nachdenke, stellt sich schnell die Frage: Welche Religion wäre dir am liebsten?

Ronni: Die haben sie noch nicht erfunden. Mit so etwas wie „spirituellem Agnostizismus“ könnte ich mich anfreunden. Sozusagen an das Göttliche in mir zu glauben. Ich möchte mich lieben und ertragen, wie ich bin, nämlich meschugge. Wie sieht es damit bei dir unverdorbenem Jingle aus?

Nathan: Ich muss – und ich gestehe, es fällt mir schwer – dir zustimmen. Wobei mir der Agnostizismus bisher am sympathischsten ist. Gut, man kann natürlich behaupten, dass das keine Religion ist. Wobei ich es manchmal schon sehr beeindruckend finde, in einer Kirche zu stehen oder dem Gesang des Rabbis zu lauschen. Auch der muslimische Ritus hat etwas. Das mag vielleicht hippiemäßig klingen.

Ronni: Apropos Hippie: Die 1968er hatten auch ihre Religion. „Sex, drugs and rock 'n' roll“ oder „Make love not war“ hieß es damals. Oder war es eine Kultur? Oder Sekte? Die Begrifflichkeiten verwirren mich sowieso. Jedenfalls haben die leider meistens eines gemeinsam: das Ausgrenzende. Die Andersgläubigen sind die Ungläubigen und Feinde, die es zu bekämpfen gilt. Sogar innerhalb von vermeintlichen Religionsgemeinschaften gibt es ja erbitterte Kämpfe. Man denke nur an den Islam. Schiiten, Sunniten, das Kalifat, Jesiden ... Wer kennt sich da noch aus? Oder sollten wir Juden da vor der eigenen Türe kehren?

Nathan: Also ich denke, das Judentum ist relativ friedlich. Zumindest gibt es keinen gewalttätigen Disput zwischen Aschkenasen und Sepharden. Und wenn, dann ist man sich höchstens bei Fragen guter Küche oder des Talmuds uneinig. Diese Scharmützel sind aber nichts gegen den Schlachtzug des Katholizismus gegen die Lutheraner. Dich schätze ich eher als Ketzer ein, oder täusche ich mich?

Ronni: Ja, Ketzer aus Leidenschaft! Hauptsache dagegen sein. Schuld sind die Ungläubigen, nein, was red ich, in meinem Fall die Gläubigen. Wie oft in der Menschheitsgeschichte wurde der Glaube des Menschen an Götter manipulativ missbraucht. Das todsichere Rezept zur Machterhaltung war stets das Argument, es sei doch alles G'ttes Wille, ER ist es, der dich bestraft, wenn du ungehorsam bist. Das Alte Testament ist auch eine Geschichte eines strafenden Gottes.

Nathan: Nu, manche haben die Strafe verdient. Der strafende G'tt ist natürlich das Produkt einer gesetzlosen Gesellschaft. Dass dieses Konzept heutzutage überholt ist, merkt man ja anhand von Ländern wie dem Iran oder Saudi-Arabien. Aber auch andere Staaten im vermeintlich aufgeklärten Westen tun sich schwer mit der Trennung zwischen Religion und Staat. Stichworte sind Phrasen wie „God save America“ oder in Klassenzimmern hängende Kreuze.

Ronni: Der Aufruf „God save the Queen“ wurde schließlich 96 Jahre lang erhört. Manchmal nützt es ja was. Ob King Charles diese Gnade auch zuteil wird, weiß nur – tja, du ahnst es... Aber das ist eine andere Geschichte. Du hattest den Talmud erwähnt. Ich hab ihn ja nicht studiert, Gott möge es mir verzeihen, aber es dürften sich einige Absurditäten darin finden, ohne lange suchen zu müssen. Sag mal, Nathan, wie soll denn übrigens die Bezeichnung des Herrn überhaupt in unserem Gespräch abgedruckt werden? Mit oder ohne „o“?

Nathan: Ich bevorzuge es ohne den Buchstaben. Weißt du, ich bin auch jemand, der im Flugzeug betet. Und das, obwohl ich weiß, dass die Wahrscheinlichkeit abzustürzen gegen null geht. Gleichermaßen sinnlos ist es vermutlich, erst kurz vor einem potenziellen Absturz g'ttesfürchtig zu werden. Wie siehst du es? „O“ oder Apostroph?

Ronni: Was mich betrifft, wäre es scheinheilig, das „o“ auszulassen. Mein Lieber, ich verspreche dir, du bist einer von den Guten und wirst nicht abstürzen, ob du IHN mit oder ohne „o“ schreibst. Was den Talmud betrifft, weichst du mir dauernd aus.

Nathan: Du hast recht, ich weiche aus. Für eine Vorlesung reicht es nicht, doch natürlich muss man das Alte Testament und seine „Absurditäten“ im historischen Kontext betrachten. Eine kurze Google-Recherche ergibt folgendes: „Und als Mose unterwegs in der Herberge war, kam ihm der Herr entgegen und wollte ihn töten“ (2. Mose 4,24). Was sagt man dazu?

Ronni: Da bin selbst ich sprachlos. In 2. Mose 31,15 steht bekanntlich geschrieben: „Sechs Tage soll man arbeiten, aber am siebenten Tag ist Sabbat, ein heiliger Ruhetag für den HERRN. Wer eine Arbeit tut am Sabbattag, soll des Todes sterben.“ Oj weh, wie viele Leben hab ich da schon verbraucht.

Nathan: Du bist nun mal ein Lebemann, wie es scheint. „Make love not war“ hast du ja eingangs erwähnt. Nu, lieber Ronni, dich rettet nicht einmal das Beten im Flugzeug.



Thomas H. Huxley, Wegbereiter des Agnostizismus, hatte keine Angst vorm Fliegen.



Fundamentalismus

VON OBERRABBINER PAUL CHAIM EISENBERG

Das Judentum betreibt keine Mission. Wir glauben zwar fest, dass es einen Gott gibt, aber wir fühlen uns nicht verpflichtet, andere Menschen zum Judentum zu bekehren. Aber natürlich gefallen uns die Voraussagen der Propheten, dass es einmal einen Tag geben wird, an dem alle Völker der Erde erkennen, dass es nur einen Gott gibt.

Wenn wir sagen, dass es im Judentum keine Mission nach außen gibt, so stimmt das nicht für die Mission nach innen. Es gibt Menschen, die nie wirklich gläubig waren, und es gibt solche, die einmal gläubig waren und die Gebote eingehalten haben, dann aber ihren Glauben an Gott verloren haben. Das ist vielen Menschen durch die Schoa so ergangen. Das kann man ihnen nicht vorwerfen, und ich bin der Letzte, der das tun würde. Trotzdem kann man probieren, jene Juden, die vom Glauben abgefallen sind, zu ihm zurückzubringen.

Zur Mission nach innen gibt es einen Vers der Thora: „Hasse deinen Bruder nicht in deinem Herzen, vielmehr sage ihm, dass er etwas Falsches getan hat.“ Denn wer seine ungläubigen Mitmenschen gewähren lässt und nicht versucht, sie zu verbessern, der zeigt damit keine Liebe, sondern

Gleichgültigkeit. Das Gegenteil von Liebe ist eben nicht der Hass, sondern Gleichgültigkeit. Wenn ich mich aber verpflichtet fühle, dem anderen den richtigen Weg zu weisen, dann ist das wiederum kein Zeichen von Ablehnung, sondern eher ein Zeichen dafür, dass er mir wichtig ist.

Natürlich birgt dieses Gebot die Gefahr, dass wir zu Fundamentalisten werden – in der Theorie und in der Praxis. Ich habe viel über Fundamentalismus gelesen und eine eigene Theorie dazu entwickelt, wie er entsteht. Ich glaube, dass religiöse und observante Juden, also jene, die die biblischen Gesetze befolgen, so brav wie möglich ihre Pflichten erfüllen wollen.

Ein Fundamentalist hingegen spielt den Polizisten Gottes. Er will, dass der andere möglichst so ist, wie er, der Fundamentalist, glaubt, dass er richtig liegt. Gerade im Zusammenhang mit heutigen Fundamentalisten, und zwar nicht im Judentum, sondern in anderen Religionen, erlaube ich mir zu sagen, dass diese oft gegen ihre eigenen Glaubensbrüder auftreten: weil sie von ihnen erwarten, dass sie brav oder überbrav dem gemeinsamen Glauben folgen.

Körperliche oder politische Gewalt, die das Ziel hat, religiöse Ziele durchzusetzen oder andere für ihren „Unglauben“ zu bestrafen, muss man Fun-

damentalismus nennen. Ein Fundamentalist glaubt oft, dass er direkt von seinem Gott angesprochen wird, der ihm persönlich mitteilt, was er tun soll. Wir sehen bei schrecklichen Terroranschlägen, dass diese oft mit dem Gebet „Allahu Akbar“, mit „Gott ist mächtig“, eingeleitet werden. Diese Worte des Gebets gehören eigentlich in der Moschee oder auf dem Gebetsteppich gesprochen. In dem Augenblick, wo jemand beim Vollzug eines Mordes oder Massenmordes diese Worte verwendet, ist es ein Missbrauch Gottes. Der frühere Oberrabbiner von England, Lord Jonathan Sacks, hat ein ganzes Buch mit dem Titel *Not in God's Name* darüber geschrieben.

Weltmeister der Selbstkritik

Meiner Beobachtung nach sind Fundamentalisten vollkommen humorlos und meist völlig frei von Selbstkritik. Humor verlangt von uns einen gewissen inneren Abstand zu den Dingen. Ich habe aber noch nie einen Fundamentalisten erlebt, der selbstkritisch oder selbstironisch war. Bei der Selbstkritik sind wir Juden Weltmeister, obwohl es natürlich auch bei uns Fundamentalisten gibt.

Wir alle dürfen Menschen sein und Fehler haben, aber diese religiös zu verbrämen und zu behaupten, dass wir unsere Untaten im Namen des Ewigen

verüben, das ist eine unreligiöse, ja eine antireligiöse Einstellung. Es wäre sehr wichtig, dass die Religionsführer dagegen protestieren und diese Taten nicht relativieren.

In meiner Zeit als Oberrabbiner war ich an sehr vielen interreligiösen Aktivitäten beteiligt, zu Beginn waren das vor allem christlich-jüdische Gespräche. Umso mehr freute ich mich, als ich schon vor etwa zwanzig Jahren nach Graz eingeladen wurde, um an einem Symposium mit Christen, Moslems und Juden teilzunehmen. Auf dem Podium saßen ein christlicher Professor namens Harnoncourt, ich als Vertreter der Juden und ein Moslem, an dessen Namen ich mich leider nicht erinnere, der aber bekannt war für seine offene und tolerante Art. Wir nahmen also auf der Bühne Platz und die Zuschauer kamen schön langsam herein.

Attacken

Da betraten plötzlich drei fundamentalistische Moslems in weißen Gewändern mit weißen Kappen den Saal. Das war, wie gesagt, vor zwanzig Jahren, und ich hatte keine Angst, dass die drei einen Anschlag verüben wollten. Aber ich war mir sicher und bereitete mich innerlich darauf vor, dass mich diese drei jungen Herren bei der anschließenden Publikumsdiskus-

sion attackieren würden. Es kam aber ganz anders. Zu meiner Überraschung warteten sie nicht bis zum Beginn der Publikumsdiskussion, sondern starteten ihre Attacken bereits während des Podiumsgesprächs. Allerdings nicht gegen mich, sondern gegen den muslimischen Gast auf der Bühne. Sie sagten immer wieder, dass das, was er sagte, so nicht im Koran und in anderen muslimischen Gesetzeswerken stehe.

Er war ihnen einfach zu liberal. Das ist ganz typisch: Die Fundamentalisten richten sich nicht immer, aber sehr oft zuerst gegen ihre eigenen Leute. An diesem Abend fand das nur verbal seinen Ausdruck. Aber der muslimische Podiumsgast hat mir später erzählt, dass er an diesem Abend von der Polizei nach Hause gebracht wurde. Zur Sicherheit.

Einfache Antwort

Auch wir Juden kennen, wie gesagt, das Gebot, unseren Glaubensbrüdern und -schwestern das Judentum näherzubringen oder es zu stärken. Doch wie können wir ihnen den richtigen Weg weisen, ohne fundamentalistisch zu agieren? Die Antwort ist ganz einfach: mit Liebe. Dafür gibt es zum Beispiel eine simple Methode. Indem man einen Juden oder eine Jüdin, der oder die etwa den Schabbat (noch) nicht

hält oder nicht kennt, mit Familie oder allein zum Schabbat einlädt. Dann erfährt dieser Mensch, wie schön dieses Fest sein kann. Ich denke, dass so die Mission nach innen funktionieren kann: Man geht auf den anderen zu, erklärt ihm langsam und liebevoll die Bräuche und lädt ihn ein. Dazu passt wieder ein Zitat aus der Bibel.

Es besagt, dass die Aktivität oder die Worte, die wir wählen, um den Glauben der anderen zu stärken, nicht von Hass und Überheblichkeit, sondern von Liebe getragen sein sollen: „Hasse deinen Bruder nicht in deinem Herzen, weise ihn zurecht, weil du ihn liebst, und nicht, weil du ihn hasst.“

„Fundamentalismus“ ist ein Kapitel aus Paul Chaim Eisenbergs Buch „Auf das Leben! Witz und Weisheit eines Oberrabbiners“ (Brandstätter Verlag, 143 S., EUR 22,-)



Theresa Absolon

ist Historikerin und Kuratorin bei *Kultur. Medien. Judentum*. Davor war sie Assistentin im Jüdischen Museum Wien und arbeitete 2018 in der Stabstelle Gedenk- und Erinnerungsjahr unter der Leitung von Bundespräsident a.D. Heinz Fischer im Bundeskanzleramt.



Gregor Auenhammer

arbeitet seit 1988 beim *Standard*. Autor mit Schwerpunkt Zeitgeschichte, Kunst und Fotografie (*Auf den Spuren von Otto Wagner*, 2018).



Paul Chaim Eisenberg

ist Oberrabbiner, der alle Regeln beherrscht und Ausnahmen findet, wenn er jemandem helfen will! Singt gern und macht gern Menschen eine Freude.



Martin Engelberg

ist Psychoanalytiker, Consultant und Coach, geschäftsführender Gesellschafter der Vienna Consulting Group, Abgeordneter zum Nationalrat (ÖVP), Präsident der Sigmund-Freud-Gesellschaft, Mitbegründer, bis 2017 Herausgeber sowie ständiger Autor von *NU*.



Gabriele Flossmann

ist freie Autorin. Die Filmexpertin hat viele Jahre das Filmressort der ORF-Kulturabteilung geleitet und ist mit Filmschaffenden weltweit bestens vernetzt.



Eric Frey

ist leitender Redakteur bei der Tageszeitung *Der Standard* sowie Buchautor und Präsident der liberalen jüdischen Gemeinde von Or Chadash Wien.



Dominik Kamalzadeh

ist Filmredakteur der Tageszeitung *Der Standard*, arbeitet gelegentlich als Kurator und ist Koautor der *Monografie Terrence Malick* (Schüren, 2013).



Walter König

ist Psychotherapeut und Facharzt für Psychiatrie und Neurologie. Er lebt in Wien, Patmos und Venedig.



Arnold Metznitzer

ist Theologe und Psychotherapeut. Er hat zahlreiche Bücher zu Fragen von Lebensqualität und seelischer Gesundheit publiziert, u.a. *Der ermutigte Mensch. Durch Resonanz meinen Platz im Leben finden* (2019).



Theodor Much

leitete 27 Jahre lang die Hautambulanz im Hanusch-Krankenhaus. Er ist ehemaliger Präsident der liberalen jüdischen Gemeinde von Or Chadash und Autor zahlreicher Bücher, u.a. von *Wer killte Rabbi Jesus?* und *Der große Bluff. Irrwege und Lügen der Alternativmedizin*.



Mark N. Napadenski

arbeitet an seinem Master in Kunst- und Zeitgeschichte. Sein besonderes Interesse gilt postkonzeptueller Kunst und der Gedenkkultur in Österreich.



Abdel-Hakim Ourgh

ist Islamwissenschaftler. Sein Buch *Die Juden im Koran. Ein Zerbild mit fatalen Folgen* erscheint im März 2023 im Claudius-Verlag.



Michael Pekler

ist Journalist und *NU*-Chef vom Dienst. Er schreibt u.a. für den Berliner *Freitag*, den Wiener *Falter* und das Zürcher *Filmbulletin*.



Bert Rebhandl

studierte Germanistik, Philosophie und Theologie in Wien. Er lebt als Journalist und freier Autor (*Der Standard*, *FAZ*) in Berlin. Zuletzt erschienen: *Jean-Luc Godard. Der permanente Revolutionär* (Zsolnay, 2020).



Michael J. Reinprecht

ist freier Autor. Der ehemalige Diplomat war Leiter der EP-Nahostabteilung in Brüssel, Fellow an der University Southern California in L.A., davor langjähriger Chef des EP-Infobüros in Wien. Sein Romandebüt *Ludwig* ist im Verlag Löcker erschienen.



Fritz Rubin-Bittmann

wurde 1944 in einem Keller in Wien geboren, seine Eltern überlebten die Diktatur unter ständiger Lebensbedrohung. Medizinstudium in Wien. Publikationen zu Zeitgeschichte und Religionsphilosophie.



Andrea Schurian

ist *NU*-Chefredakteurin und Kolumnistin der Tageszeitung *Die Presse*. Die ehemalige ORF-Journalistin und Moderatorin leitete mehr als neun Jahre lang das Kulturressort in der Tageszeitung *Der Standard*.



Savanka Schwarz

studiert Publizistik im Master und arbeitet freiberuflich für den ORF. Eine besondere Leidenschaft hat sie für Late-Night-Shows und Podcasts.



Ronni Sinai

ist als freier Mitarbeiter für das *NU*-Magazin tätig und teilt sich mit Nathan Spasić das vorletzte Wort.



Nathan Spasić

ist freischaffender Journalist und Fotograf aus Wien. Seinen Fokus legt er auf Themen wie Prekariat, Marginalisierung und Rechts-extremismus. Er studiert zudem an der Universität für angewandte Kunst.



Danielle Spera

ist *NU*-Herausgeberin und Geschäftsführerin von *KMJ – Kultur. Medien. Judentum*. Sie leitete bis Juli 2022 das Jüdische Museum Wien und war davor langjährige ORF-Journalistin und Moderatorin.



Katharina Stourzh

studierte Geschichte und Französisch sowie International Relations und ist seit 2014 Abteilungsleiterin im EU- und Internationalen Dienst der Parlamentsdirektion.



Thomas Trenkler

ist Kulturredakteur beim *Kurier*.



René Wachtel

lebt als selbstständiger Unternehmer in Wien.

Impressum

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER
Arbeitsgemeinschaft
jüdisches Forum
Gölsdorfstraße 3, 1010 Wien

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM
Danielle Spera (Herausgeberin)
Andrea Schurian (Chefredakteurin)
Michael Pekler (Chef vom Dienst)
Sophie Furtner (Lektorat)
Nathan Spasić (Online)

SATZ & LAYOUT
Richard Klippfeld
DRUCK
Riedeldruck GmbH
Bockfließstraße 60,
2214 Auersthal

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ
Verein Arbeitsgemeinschaft
jüdisches Forum mit Sitz in
1010 Wien, Gölsdorfstraße 3
Ofbrau: Danielle Spera

Grundsätzliche Richtung:
NU ist ein Informationsmagazin für
Juden in Österreich und für ihnen
nahestehende, an jüdischen Fragen
interessierte Menschen.
NU will den demokratischen
Diskurs fördern.



Ein Bonus für mehr Wärme!

Die Stadt Wien unterstützt Wiener*innen bei der Bewältigung der gestiegenen Energiekosten sowie der allgemeinen Teuerungen.

Bezugsberechtigte Wiener*innen erhalten **pro Haushalt 200 Euro** Unterstützung. Alle Haushalte bekommen per Post einen Brief mit einem Passwort zugeschickt, mit dem der Energiebonus '22 online beantragt werden kann.

Hol dir alle Infos zu deiner Unterstützung unter
wien.gv.at/energiebonus22

**Stadt
Wien**



ORF. WIE WIR.



ZIB 2 AM SONNTAG
WANN UND WO
SIE WOLLEN.

ORF
TVTHEK

TVthek.ORF.at